

Weihnachten in Kirche

Georg Rietschel


VE RI
TAS



Liebhaber-Ausgaben



Sammlung

Illustrierter Monographien

Herausgegeben in Verbindung mit Anderen

von

Hanns von Zobeltitz

5.

Weihnachten

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1902

Weihnachten

in Kirche, Kunst und Volksleben

Von

Professor Georg Rietschel

Mit 4 Kunstbeilagen und 152 Abbildungen



Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

1902

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Nach der Radierung von Ludwig Richter vom Jahre 1851.
Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.



Weihnachten.

O Weihnacht! Weihnacht! Höchste Feier,
Wir fassen ihre Wonnen nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimnis dicht.

So läßt Nikolaus Lenau den Dominikanermönch Savonarola in einer Weihnachtspredigt von der Kanzel des Domes zu Florenz sprechen. Kinderherzen verstehen, was diese Worte besagen. Für sie faßt sich in das Wort „Weihnachten" alles zusammen, was es an Geheimnisvollem und Herrlichem zugleich im irdischen Leben gibt. Ahnungsvoll harren sie schon wochenlang bei dem Gesang der Weihnachtslieder dem geheimnisvollen Kommen des Christkindes entgegen und lauschen am Christabend in dunkler Stube auf den Ruf, der sie in den Glanz der Christbescherung versetzen soll. Aber all dieser Glanz ist für sie doch nur ein schwaches Abbild der Herrlichkeit, die in dem wunderbaren Christkind, das Menschenaugen nicht schauen können, das aber seine Gaben unter den Christbaum ausbreitet, der Welt gegeben ist. Frommer Glaube wahrt solchen Kindersinn, wenn auch in anderer, gereifter Weise, bis in das späteste Alter.

Kein anderes kirchliches Fest hat so innig mit dem häuslichen Leben und mit dem Volksleben sich vermählt wie Weihnachten. Sein Licht, das seine Strahlen schon in die vorausgehenden Wochen wirft, durchbricht die kalte Winterszeit, die sonst wie ein langes, unerträgliches Einerlei uns erscheinen würde.

Nur die Deutschen haben für das Weihnachtsfest einen Namen gewählt, der allein auf dem Boden der eigenen Muttersprache erwachsen ist. Während das französische noël aus dem lateinischen natalis, d. h. Geburtstag, entstanden ist, während die Engländer ihr christmas nach der aus der lateinischen Kirchensprache kommenden Bezeichnung „Christmesse" gebildet haben, ist auf deutschem Boden mit deutschen Lauten der Name „Weihnachten" entstanden. In den althochdeutschen Urkunden während des ersten Jahrtausends kommt allerdings der Name nicht vor. Im Mittelhochdeutschen aber finden wir „wîhen nahten". Die Worte dürfen aber doch nicht etwa ohne weiteres mit „Weih-Nacht" oder „heilige Nacht" übersetzt werden. Zunächst sind sie der dritte Fall der Mehrzahl (Dativ Pluralis) von wîh naht, was „heilige Nacht" bedeuten würde. Sie müssen ergänzt werden durch die Präposition „ze" oder „zuo". Weihnachten bedeutet demnach die Zeit „zu" oder „in den heiligen Nächten". Damit ist also zunächst nicht unser Weihnachtsfest selbst gemeint, sondern die gesamte Zeit der Tage, die sich vom 25. Dezember bis 6. Januar ausdehnen und auf deutschem heidnischen Boden, wie wir im fünften Abschnitt sehen werden, eine besondere Bedeutung hatten. Wenn wir von „Tagen" reden, während in dem Namen „Weihnachten" von Nächten die Rede ist, so müssen wir im Auge behalten, daß unsere Vorfahren, wie schon der römische Geschichtsschreiber Tacitus bezeugt, nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten zählten. Später aber werden die Worte ohne die Präposition zu einem Wort „wihnahten", „winachten", „wihennaht" zusammengezogen und oft auf das Fest allein beschränkt, so daß wir Weih-



Abb. 1. Wandbild in den Katakomben der Priscilla.
Aus dem 3. oder 4. Jahrhundert.
(Rechts oben seitwärts das älteste Bild der Maria mit dem Kinde.)

nachten in diesem Sinne als „heilige" oder „geweihte Nacht" betrachten dürfen, in der durch Christus das Licht der Welt aufgegangen ist. Obgleich das Neue Testament uns nichts über die Stunde der Geburt Jesu erzählt, wurde doch stets, schon um der sinnbildlichen Deutung willen, die Nachtzeit, und zwar bald genau die Mitternacht, bald die Zeit gegen den Morgen hin als Geburtsstunde angesehen. So singt Meister Rumezland, ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, in einem Weihnachtsliede:

Gott hat die nacht gewyet
ho (hoch) wynachte,
Vil ho (sehr hoch) gewyet
got die nacht gedachte,
Da her syn wort vulbrahte
kegen den morgen.

Das deutsche Gemüt hat das Weihnachtsfest mit Bild und Lied, mit Sitten und Bräuchen mancherlei Art, im häuslichen wie im öffentlichen Leben, in sinniger, wohl auch derb volkstümlicher Weise geschmückt. Von Weihnachten, wie es in der Kirche, in der Kunst, im Volksleben erscheint, sollen diese Blätter in Wort und Bild ein Zeugnis ablegen.

* * *

I.

Das Weihnachtsfest der Kirche.

Je inniger unser gesamtes Volks- und Familienleben mit dem Weihnachtsfest verwachsen ist, um so mehr muß uns die Thatsache verwunderlich erscheinen, daß weit über dreihundert Jahre lang die christliche Kirche überhaupt kein Weihnachtsfest gefeiert hat. Im ersten Jahrhundert hatte sie wohl auch noch kein besonderes christliches Oster- und Pfingstfest. Die aus dem Judentum stammenden Christen schlossen sich zunächst noch den jüdischen Festen an, denn sie betrachteten sich gar nicht als von der jüdischen Gemeinde geschieden. Vielmehr sahen sie sich als die rechten Israeliten an, die Jesus, den verheißenen und gekommenen Messias, als ihren Herrn bekannten und verehrten. Auch Paulus, der Heidenapostel, reist als Glied seines Volkes zur Feier des jüdischen Pfingstfestes nach Jerusalem (Ap. Gesch. 18, 21. 20, 16. 21, 26 f.). Als besonderen christlichen Festtag hatten die Christen allein allwöchentlich den Sonn-

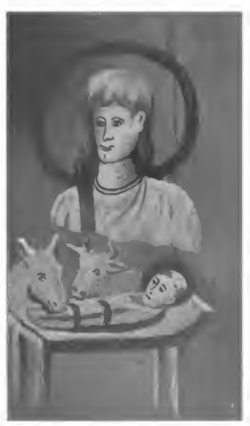


Abb. 2. Freskogemälde in einer Grabkammer des Cömeterium San Sebastiano.
Aus dem 4. Jahrhundert.



Abb. 3. Die Hirten bei dem Christkind.
Römisches Relief eines Sarkophages aus dem Jahre 343.

tag als den wiederkehrenden Gedächtnistag an die Auferstehung des Herrn, der am frühen Morgen nach dem Ostersabbat aus dem Grabe erstanden war.

Indessen ergab es sich bald ganz von selbst, daß unter allen Sonntagen des Jahres in besonderer Weise der auf das jüdische Osterfest folgende Sonntag als Jahrestag der Auferstehung an Bedeutung gewann.

Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts hat es jedenfalls schon ein jährliches christliches Osterfest gegeben. Nur über den genauen Zeitpunkt dieses Osterfestes, ob es mit dem jüdischen Osterfest, das am ersten Vollmondtag nach Frühlingsanfang gefeiert wurde, zusammenfallen oder erst am draufsolgenden Sonntag im Unterschiede von der jüdischen Feier begangen werden sollte, entspannen sich am Ende des zweiten Jahrhunderts lange und heftige Erörterungen zwischen dem Abend- und Morgenland. Der Streit führte sogar dahin, daß der römische Bischof Victor die Kirchengemeinschaft mit den Christen in Kleinasien aufhob. Endgültig wurde der Termin des christlichen Osterfestes i. J. 325 auf der großen allgemeinen Synode zu Nicäa festgestellt. Seit jener Zeit bis heute wird das Osterfest am Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling begangen. Durch die Festlegung des Osterfestes erhielt auch das christliche Pfingstfest am fünfzigsten Tage nach der Auferstehung Christi seine selbständige christliche Bedeutung.

Als drittes Fest neben Ostern und Pfingsten finden wir am Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts, aber zunächst nur im Morgenlande (Ägypten, Kleinasien), den 6. Januar als Epiphanienfest, d. h. als Fest „der Erscheinung oder des Offenbarwerdens der Herrlichkeit des Herrn“. Dieser Tag wurde ursprünglich in Beziehung zu der Taufe Christi am Jordan durch Johannes den Täufer gesetzt, als dem Tage, an dem Jesus als Messias seine Wirksamkeit auf Erden begonnen hat. Allerdings waren es zunächst die in der Kirche auftauchenden Sekten der sogenannten Gnostiker, die auf die Taufe Christi den größten Nachdruck legten, weil nach ihrer Auffassung sich bei der Taufe Christi die Herabkunft Gottes auf Erden vollzogen hatte. Später wurde mit der Taufe Christi zugleich auch die Erinnerung an Christi Kommen auf die Erde, sein Geburtstag verbunden. Es ist allerdings auf diesem Gebiete noch manches in Dunkelheit gehüllt, besonders auch die Frage, wie man für dieses Fest auf die Wahl des 6. Januar gekommen ist.

Die alte Kirche hatte zunächst gar kein Interesse an der Feier eines Geburtstages



Abb. 4. Geburt Christi. Sarkophagdeckel aus dem Lateranmuseum.

Jesu. Sie lebte in den ersten Jahrhunderten unter dem Drucke der Verfolgung und angesichts des täglich drohenden gewaltsamen Todes ihrer Glieder. Die Geburtstage waren ja der Eingang in das irdische Leben mit seinen Leiden. Der große Kirchenvater Origenes († 254) wies darauf hin, daß in der heiligen Schrift nur von gottlosen Menschen berichtet wird, daß sie ihre Geburtstage festlich begangen haben, nämlich im Alten Testament von Pharao (1. Mose 40, 20) und im Neuen Testament von Herodes, der an diesem Tage sogar auf Bitten seiner Tochter Johannes den Täufer enthaupten ließ (Marc. 6, 21). Als die wahren Geburtstage der Christen galten vielmehr ihre Todestage, durch die sie zu einem neuen höheren Leben geboren wurden. Darum wurden auch die Todestage der Heiligen und insbesondere der Märtyrer als ihre Geburtstage (natalitia) festlich begangen, und es wurden an solchen Tagen Gottesdienste bei den betreffenden Grabstätten gehalten. Die Namen, die in unseren Kalendern bei den einzelnen Tagen verzeichnet stehen, bezeichnen stets die Todestage der betreffenden Personen. Nur der Weihnachtstag, der ein halbes Jahr vorausgehende 24. Juni und der 8. September bezeichnen die Geburtstage Jesu, Johannes des Täufers und der Jungfrau Maria.

Warum hat aber die Kirche gerade den 25. Dezember als Geburtstag Christi erwählt?

In den Evangelien ist nirgends etwas über die Jahreszeit, geschweige über den besonderen Tag angedeutet. Man hat die Wahl des Tages mannigfach zu erklären versucht. Vielfach hat man geglaubt, daß die Kirche an die Stelle des heidnischen Festes der sogenannten Saturnalien ein christliches Fest zu derselben Zeit eingesetzt habe. Man hat auch manche Sitten der heidnischen Festfeier in Verbindung mit



Abb. 5. Elfenbeinschnitzerei aus dem 10. Jahrhundert. (Westwood, Fictile Ivories S. 230 f.)
Rückseite einer Kassette im Museum des Louvre in Paris.



Abb. 6. Zwei Weise aus dem Morgenlande bringen dem Christkind ihre Gaben.
Gemälde aus den Katakomben in Rom.

Weihnachtssitten gebracht. Aber man hat dabei übersehen, daß das Weihnachtsfest gar nicht mit den römischen Saturnalien zusammentrifft, denn diese wurden vom 17. bis 19. Dezember, später bis 23. Dezember gefeiert. Noch weniger kann die Annahme begründet werden, daß das Weihnachtsfest dem jüdischen Laubhüttenfest entspricht. Eine besonders beliebte und beachtenswerte Erklärung ist es, daß der 25. Dezember gewählt worden ist, weil er nach dem alten Julianischen Kalender der Sonnenwendtag war, der „Tag der unbesiegten Sonne“ (dies invicti solis), von dem an die Sonne bald wieder an Kraft zunimmt. Thatsächlich wird später vielfach von den Kirchenvätern auf diese symbolische Bedeutung des Tages Bezug genommen. Chrysostomus (um das Jahr 400) sagt: „Bildlich nennen die Leute diesen heiligen Tag der Geburt des Herrn die neue Sonne und schaffen durch diese Bezeichnung eine Art Übereinstimmung zwischen Juden und Heiden“, und der große Kirchenvater Augustinus erwidert auf die Behauptung, daß die Christen das Geburtsfest der Sonne nur unter anderem Namen feierten: „Wir feiern den 25. Dezember nicht wegen der Geburt der Sonne, wie die Ungläubigen, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne erschaffen hat.“ Insbesondere werden wir aber noch später bei der Erklärung der deutschen Weihnachtsbräuche sehen, wie innig gerade in unserem deutschen Volke das Weihnachtsfest sich mit der so bedeutungsvollen germanischen Sonnenwendfeier im Winter verband. Das Datum des 25. Dezember stand aber schon lange fest, als die deutschen Völker zum Christentum bekehrt wurden.

Demnach ist wohl dieses Datum nicht nach den genannten Rücksichten gewählt worden. Überhaupt dürfen wir nicht gleich nach der Wahl des Tages für das Weihnachtsfest fragen. Denn lange, ehe man an eine Festfeier der Geburt Christi dachte, hat man schon den Geburtstag Christi auszurechnen gesucht und auch schon den 25. Dezember dafür gefunden. Der große Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien (Ende des zweiten Jahrhunderts) spricht allerdings nicht ohne Ironie von solchen, die genau Jahr und Tag der Geburt Jesu, und zwar auf den 20. Mai (oder den 20. April) des achtundzwanzigsten Jahres des Kaisers Augustus (d. h. im Jahre 3 vor unserer Zeitrechnung) ausgerechnet haben. Er selbst bestimmt dann den 17. November desselben Jahres als Tag der Geburt, ohne daß wir erfahren, was ihn oder was jene zu diesem Resultat geführt hat.

Die Berechnung ging aber in der folgenden Zeit von dem Frühlingsanfang aus,



Abb. 7. Vier Weise aus dem Morgenlande bringen dem Christkind ihre Gaben.
Fresko im Cömeterium der Domitilla aus dem 4. Jahrhundert.

also Mittwoch den 28. März, als Geburtstag Christi: „O wie herrlich und göttlich bewährt sich des Herren Vorsehung darin, daß an eben jenem Tage, an dem die Sonne geschaffen ist, Christus geboren wurde, am 28. März, einem Mittwoch." Es wird damit auch die prophetische Stelle Maleachi 3, 20 in Zusammenhang gebracht: „Euch soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln." Aber schon im Jahre 221 hatte Sextus Julius Africanus den 25. Dezember als Geburtstag Christi berechnet, und auch der im dritten Jahrhundert lebende Kirchenlehrer Hippolytus von Rom hat das

der nach dem Julianischen Kalender auf den 25. März fiel. Auf diesen Tag setzte man schon frühzeitig den Jahresanfang. Schon der römische Dichter Ovid hält in einer seiner Dichtungen ein Gespräch mit dem Gott Janus, von dem der erste Monat des Jahres Januarius genannt war, und sucht ihm gegenüber zu erweisen, daß mit dem Frühling, da alles Leben erwacht, auch das neue Jahr beginnen müsse. Die alte Kirche setzte in den Frühling aus demselben Grunde auch die Weltschöpfung, und da es am ersten Schöpfungstage heißt, daß Gott zwischen Licht und Finsternis geteilt hat, Gott aber, wie man meinte, nur gleichmäßig teilen konnte, so mußte der erste Schöpfungstag auf die Tag- und Nachtgleiche (25. März) gefallen sein. Da aber am vierten Tage Gott Sonne und Mond an die Himmelsveste setzt, so bestimmt z. B. die Schrift eines unbekannten Verfassers vom Jahre 243 den vierten Tag nach Frühlingsanfang,

gleiche Datum. Wahrscheinlich hängt auch diese Berechnung damit zusammen, daß man auf den 25. März zunächst die Weltschöpfung und zugleich die Verkündigung der Geburt Christi, und erst infolgedessen genau neun Monate später am 25. Dezember die Geburt Christi legte.

Von wann an hat aber die Kirche



Abb. 8. Die Krippe und die Weisen aus dem Morgenlande mit dem Stern. Sarkophagrelief in San Celso in Mailand.
Aus dem 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts.

das Weihnachtsfest am 25. Dezember thatsächlich gefeiert?

Nach der Tradition der römischen Kirche soll Papst Julius I., der 337—352 den Stuhl Petri inne hatte, aus römischen Akten den 25. Dezember als Geburtstag und den 6. Januar als Tauftag Christi gefunden und die Feste angeordnet haben. Annähernd wird die Zeit der ersten Weihnachtsfeier richtig bestimmt sein.

Darüber ist zunächst kein Zweifel, daß in Rom zuerst das Weihnachtsfest gefeiert worden ist. Neuere sehr scharfsinnige Untersuchungen haben auch genau das Jahr 354 (oder vielleicht schon 353) als das Jahr der ersten Weihnachtsfeier am 25. Dezember ausgerechnet. Wir besitzen nämlich eine in ihrer vorliegenden Gestalt bestimmt aus dem Jahre 354 stammende chronologische Sammlung unter dem Namen des Filocalus. In derselben findet sich auch eine nach dem Kirchenjahr geordnete Liste der kirchlichen Gedenktage, an deren Spitze ausdrücklich der 25. Dezember als der Geburtstag Christi genannt ist.

Die Frage kann darum nur sein, ob schon vor diesem Jahre 354 das Weihnachtsfest am 25. Dezember gefeiert worden ist.

Der große Kirchenvater Ambrosius erzählt uns, daß Liberius, der im Jahre 352 Bischof von Rom geworden war, „am Geburtstage Christi“ seine (des Ambrosius) Schwester Marcellina zur Nonne geweiht und ihr den Schleier erteilt habe. Die Schwester hatte die Mahnungen des Liberius von jenem Tage in treuem Gedächtnis bewahrt. Ambrosius gibt uns nun die Rede, die damals Liberius gehalten hat, wieder. Da lautet es unter anderem, indem das Nonnengelübde als geistliche Vermählung mit Christus gedeutet wird: „Du siehst, liebe Tochter, wie zahlreich zum Geburtsfest deines Bräutigams das Volk zusammengekommen ist, und niemand kehrt ungespeist zurück. Er ist es, der zur Hochzeit geladen, Wasser in Wein gewandelt hat; auch dir wird er die lautere Weihe der Jungfräulichkeit zukommen lassen, die du zuvor von den unedlen Bestandteilen des



Abb. 9. Die Weisen aus Morgenland.
Relief des Sarkophags des Exarchen Isaak († 643) in San Vitale in Ravenna.

stofflichen Wesens abhängig warst. Er ist es, der mit fünf Broten viertausend Menschen in der Wüste genährt hat; mehr noch hätte er nähren können, wenn ihrer mehr schon damals zu nähren gewesen wären; nun hat er zu deiner Hochzeit mehr Menschen geladen, aber jetzt wird nicht Brot aus Gerste, sondern der Leib aus dem Himmel geweiht. Heute ist er zwar nach seiner menschlichen Natur ein Mensch geboren aus der Jungfrau, aber vor allen Wesen ward er erzeugt aus dem Vater: ein Abbild der Natur dem Leibe nach, des Vaters nach seiner Kraft."

Die Frage ist, ob bei dieser Feier der „Geburtstag Christi" schon der 25. Dezember war, oder ob etwa in dem Jahr dieser Feier noch am 6. Januar, dem jetzigen Epiphaniasfest, die Geburt Christi in Rom begangen wurde?

Nach dieser Rede des Liberius bei der Nonnenweihe am „Geburtstag Christi" erscheint es aber ganz zweifellos, daß das letztere damals noch der Fall war. Schon die Nonnenweihe selbst fällt schwer in die Wagschale. Es ist alte kirchliche Sitte gewesen, die jedenfalls zu des Ambrosius Zeiten im vierten Jahrhundert schon bestand und im fünften Jahrhundert nochmals vom Papst Gelasius I. als fest zu haltendes Gesetz eingeschärft wurde, daß nur an bestimmten Festtagen, und zwar außer am Osterfest und den Gedächtnistagen der Apostel gerade am Epiphaniasfest, nicht aber am Weihnachtsfest, Jungfrauen von den Bischöfen geweiht werden durften. Diese Sitte ist im Mittelalter geblieben. Daß aber auch jene Weihe der Marcellina am Epiphanienfeste stattfand, wird noch besonders aus der angeführten Stelle der Rede ersichtlich. Deutlich erinnert Liberius darin außer an die Geburt Christi auch noch an die zwei Wunder, die der Herr gethan hat, da er auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelte (Joh. 2, 1—11), und da er viertausend in der Wüste mit wenigen Broten speiste (Marc. 8, 1—9). Das ist nicht zufällig, denn diese beiden Wundererzählungen waren es, deren gerade am Epiphaniasfest, neben der Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande, in besonderer Weise gedacht wurde. In den Wundern hatte gerade Jesus seine Herrlichkeit auf Erden offenbart. Ja so sehr war die Erinnerung an diese beiden Wunder mit dem Epiphanienfest verbunden, daß das Fest sogar mit zwei Namen benannt war, die an diese Erzählungen erinnerten. Wir finden von früh an für das Fest neben dem Namen Epiphanias auch die Namen **Bethphania**, d. h. Erscheinung der Herrlichkeit im **Haus** (bei der Hochzeit zu Kana) und **Phagiphania**, d. h. Erscheinung der Herrlichkeit bei der **Speisung**. Aus alledem wird klar, daß **jener „Geburtstag des Herrn"**, **an dem diese Nonnen**-



Abb. 10. Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande an der Krippe. Elfenbeinrelief in der Collezione Stroganoff in Rom.



Abb. 11. Die Weisen aus dem Morgenlande. Romanisches Relief zu S. Maria della Pieve in Arezzo. Aus dem 12. Jahrhundert.

weihe geschah, noch am 6. Januar stattfand.

Ja, wir können auch genau das Jahr bestimmen. Da Liberius im Jahre 352 Papst geworden war und da nach der Chronologie des Filocalus, wie wir sahen, im Jahre 354 schon der 25. Dezember als Geburtstag Christi im Rom galt, so bleibt nur der 6. Januar 353 als das Datum jener Nonnenweihe übrig. Zum erstenmal wird also in Rom am 25. Dezember 353 oder spätestens 354 das Weihnachtsfest gefeiert worden sein.

Von Rom aus ist nach und nach das Weihnachtsfest verbreitet worden. Wir sind in der Lage, ziemlich genau seinen Gang in der morgenländischen Kirche zu verfolgen. In Konstantinopel wurde es zuerst 379 gefeiert und zwar von dem großen Kirchenlehrer und Bischof Gregor von



Abb. 12. Die Geburt Christi und die am Arme gelähmte Salome. Elfenbeinstuhl des Maximian zu Ravenna (zw. 546 u. 552).

von dem berühmten Chrysostomus mit großer Feierlichkeit begangen. Er nannte es in seiner Predigt: die Mutterstätte aller Feste. „Von hier aus sind, wie Flüsse, die von einer Quelle nach verschiedenen Seiten strömen, die Feste (Epiphanien als Tauftag, Ostern, Pfingsten) uns erwachsen.“ In Ägypten wurde erst im Jahre 432 die erste Weihnachtspredigt vom Bischof Paulus von Emesa in der Hauptkirche zu Alexandrien gehalten. Am längsten verschloß sich der Weihnachtsfeier gerade das Land, in dem man das freudigste Entgegenkommen vermuten sollte — Palästina. Das kam besonders daher, daß in diesem Lande und besonders zu Jerusalem am 25. Dezember schon ein anderer Festtag gefeiert wurde, nämlich der Gedächtnistag der Familienangehörigen Jesu, Davids des Stammvaters und des Jakobus, des Bruders Jesu, der der erste Bischof in Jerusalem gewesen war, der Verfasser des Jakobusbriefes im Neuen Testament. Noch um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wird uns ausdrücklich dieses genannte Fest bezeugt und dabei versichert, daß in Jerusalem das Geburtsfest und die Taufe Christi zusammen am Epiphanienfest gefeiert worden seien. Aus dem Jahre 634 haben wir aber eine Predigt, die in Jerusalem am Weihnachtsfest gehalten worden ist. Nur Armenien

Nazianz, der sich selbst als Chorführer und Urheber des Festes im Morgenland bezeichnet. Ihm folgte Gregor von Nyssa, der im Jahre 382 das Weihnachtsfest zuerst in Kappadokien einführte. In Antiochien war das Fest schon seit 380, vielleicht schon 375 bekannt, wurde aber erst 388



Abb. 13. Relief auf einer Pyxis Im Berliner Museum. Aus dem 6. Jahrhundert.

hat sich stets gegen das Weihnachtsfest ablehnend verhalten. Auch die heutige armenische Kirche feiert das Fest nicht.

Nachdem so das Weihnachtsfest zur Herrschaft gekommen war, wandelte auch das **Epiphanienfest** seine Bedeutung. Die römische und die afrikanische Kirche, die es überhaupt erst später eingeführt haben, stellten das Fest besonders in Beziehung zu den Weisen, die aus dem Morgenlande gekommen waren, den neugeborenen König der Juden anzubeten (Matth. 2, 1—12), und sahen dieselben als die Erstlinge an, denen innerhalb der Heidenwelt die Herrlichkeit des Herrn offenbar geworden war. Das Fest erhielt später auch den Namen **Dreikönigsfest**. Die Bibel spricht weder von Königen, noch nennt sie eine Zahl. Aber die Psalmstellen Ps. 72, 10: „Die Könige aus Tharses werden Geschenke bringen, die Könige aus Arabien und Saba werden Gaben zuführen", und Ps. 68, 30: „Um deines Tempels willen zu Jerusalem werden dir die Könige Geschenke zuführen", wurden auf die Weisen aus dem Morgenlande gedeutet. Ihre Zahl wird verschieden angegeben: zwei (Abb. 6), drei (Abb. 8), vier (Abb. 7), zwölf, vierzehn u. s. w. Vom fünften Jahrhundert an aber überwiegt meist die Dreizahl. Sie wurde hauptsächlich durch die drei Gaben: Gold, Weihrauch und Myrrhen bestimmt. Die Zahl drei galt ja auch als christlich heilige Zahl. Auch deutete man die Zahl nach den drei Stämmen: Semiten, Hamiten und Japhetiten, so daß die Könige alle die bekannten Weltteile und Völker in sich faßten, die dem Heiland huldigten. Darum befindet sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch ein Mohr unter ihnen. Mannigfaltig sind auch die Namen, die ihnen beigelegt werden, bis sich etwa vom achten Jahrhundert an die Namen: Kaspar (das heißt Schatzträger), Melchior (König des Lichts) und Balthasar (Gottesschutz) fest einbürgern. Sie sind unter die Heiligen der katholischen Kirche erhoben. Ihre Leichname kamen nach der Legende früh in die Sophienkirche nach Konstantinopel, von da nach Mailand und 1163 in den Dom zu Köln, wo ihr berühmter Schrein und das Dombild des Meister Stephan (Abb. 88) sich befindet.



Abb. 14. Elfenbeintafel im Museum der Universität Bologna.
Aus dem 7. oder 8. Jahrhundert. (Westwood a. a. O. S. 361.)

Das Weihnachtsfest hat neben dem Oster- und Pfingstfest seine Stelle unter den hohen Festen in der Christenheit bekommen, die dreitägig gefeiert wurden. In der evangelischen Kirche ist später die Zahl der Feiertage bei den drei hohen Festen auf zwei vermindert worden.

Auch um das Weihnachtsfest, wie um die beiden anderen hohen Feste scharten sich vorher und nachher mannigfach die Sonn- und Festtage. Als von besonderer Bedeutung wurde immer der achte Tag nach einem Feste gefeiert (die sogenannte Octave). Beim Weihnachtsfest ist der achte Tag nach Lucas 2, 21 **der Tag der Beschneidung und Namengebung Jesu**. In dieser Bedeutung wurde der 1. Januar schon im siebenten Jahrhundert im Morgenland gefeiert, auch sodann in Gallien, aber die römische Kirche



Abb. 15. Die Geburt Christi. Byzantinische Elfenbeinschnitzerei im Besitz der Kathedrale zu Toledo.

hat erst spät das Fest der Beschneidung angenommen. Als Neujahrsfest ist der 1. Januar früher niemals von der Kirche gefeiert worden. Im Gegenteil gab das heidnische Neujahrsfest mit seinem Aberglauben, seiner Narretei und Ausgelassenheit nur den Anlaß, daß die Kirche jedwede Neujahrsfeier ihrerseits abwies und im Gegensatz zu dem Neujahrstag einen Fast- und Bußtag hielt. Man begann in der Kirche das Jahr nicht vom heidnischen 1. Januar, sondern entweder vom 25. März oder vom Osterfest oder meistens, zumal in Deutschland, vom Weihnachtsfest an, wie wir Christen ja überhaupt die Jahre von Christi Geburt an zählen. So hat auch Luther das neue Jahr nicht vom 1. Januar, sondern vom Weihnachtsfest an gezählt, und er spricht sich sehr entschieden auch auf der Kanzel gegen die Feier des Neujahrstages aus: „Wir Christen sehen unseren neuen Jahrestag an am heiligen Christtage, wie die Jahreszahl zeuget, daß man schreibt: Im Jahr nach Christi Geburt". In seinem Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" läßt Luther zuletzt durch die Engel uns „das neue Jahr" einsingen. So hat das Weihnachtsfest in deutschen Landen, zumal bis zu der Einführung des Gregorianischen Kalenders, auch die Bedeutung des Neujahrs gehabt. Doch wurde schon bald nach Luther von der evangelischen Kirche auch in den Predigten der 1. Januar als Anfang des neuen Jahres gewürdigt, und zwar zuerst schon von Melanchthon.

Auch zwischen dem Weihnachtsfest und dem Epiphanienfest bestand eine innere Beziehung. Die zwölf Tage zwischen dem 25. Dezember und 6. Januar waren besonders bedeutsam, und viel Aberglauben und mannigfache Volkssitten, die aus dem Heidentum stammten, verbanden sich mit ihnen, worauf wir noch später kommen werden.

Als Vorbereitungszeit auf das Weihnachtsfest bildete sich allmählich die Adventszeit aus. Schon frühzeitig, zugleich mit der Feier des Osterfestes, waren die vierzig Tage vor Ostern (die sogenannte Quadrogesimalzeit, d. h. die Zeit der vierzig Tage) als Fastenzeit in Gebrauch gekommen. Nun erhielt auch die Weihnachtszeit ihre Vorbereitungszeit zuerst in Gallien, wo von dem 11. November an, dem Tage des heiligen Martin, der der Schutzheilige der gallischen Kirche war, jede Woche drei Fasttage geordnet wurden. Während die griechische Kirche vor Weihnachten noch heute, wie vor Ostern, eine vierzigtägige Fastenzeit hat, wurden im Abendland die sechs Sonntage, die in diese Zeit fielen, auf fünf und vom elften Jahrhundert an von der römischen Kirche auf vier Adventssonntage endgültig festgestellt, wie wir es noch heute auch in der evangelischen Kirche haben. Mannigfach wurden auch die Sonntage gedeutet. Man verteilte die vier Adventssonntage nach einem vierfachen Kommen des Herrn: ins Fleisch, in das Herz des Menschen, beim Tode des Menschen und zum Gericht; oder man sprach auch von einem dreifachen Kommen: ins Fleisch, ins Herz, zum Gericht, oder: zu den Menschen, in die Menschen, gegen die Menschen. Dann wurden diese drei Bedeutungen auf die drei ersten Adventssonntage verteilt, während der vierte als Rüsttag auf Weihnachten galt.

So scharen sich um das Weihnachtsfest in seiner hohen Bedeutung die Sonn- und Festtage der Advents- und Epiphanienzeit.

II.

Weihnachten und die bildende Kunst.

Wenn wir die im ersten Abschnitt geschilderte späte und allmähliche Entwickelung des Weihnachtsfestes in der Kirche beachten, so können wir uns nicht wundern, daß unter den ältesten bildlichen Darstellungen, die auf uns aus der alten Kirche gekommen sind, nur wenige sich finden, die auf die Geburtsgeschichte Christi sich beziehen. In den Katakomben Roms, diesen uralten unterirdischen Grabstätten der Christen mit ihren vielfachen Grabkammern, in denen christliche Symbole und biblische Gestalten in Wandmalereien angebracht sind, finden wir wohl eine Maria mit dem Kinde, vor der auch ein Mann steht, wahrscheinlich aus dem dritten Jahrhundert stammend (Abb. 1, rechts oben quer liegend). Auch finden sich zwei Bilder, auf denen die Weisen aus dem Morgenlande dargestellt sind. Auf dem einen sind es zwei (Abb. 6), auf dem anderen vier (Abb. 7) (nicht drei), die die Gaben zu der in der Mitte sitzenden Maria bringen. Ein einziges Gemälde aber in der Grabkammer S. Sebastiano zeigt uns das Christkind, das auf einem einfachen tischartigen Holzgestell fest eingewickelt liegt, während auf dasselbe die Köpfe eines Ochsen und Esels sich beugen. Über diesem schlichten Bild erscheint noch ein großer Kopf eines jugendlichen bartlosen Mannes mit dem Heiligenschein (Abb. 2). Jedenfalls ist es ein Christuskopf, um anzudeuten, wer in dem auf dem Tisch liegen-



Abb. 16. Die Geburt Christi. Miniatur aus einem griechischen Evangelistarium. Aus dem 10. Jahrhundert. In der Hamilton-Sammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin.

den Kinde dargestellt sein soll. Das Bild stammt wohl aus dem vierten Jahrhundert. Auch auf steinernen Sarkophagen finden sich auf Weihnachten bezügliche Bilder, z. B. auf einem, den wir nach der Inschrift genau als aus dem Jahre 343 stammend erkennen können (Abb. 3). In dem weiteren Verlauf der Jahrhunderte kommen auch Elfenbeinschnitzereien und die Miniaturen in den alten Codices in Betracht.

Es ist interessant zu beobachten, wie aus den einfachsten Motiven in immer reicherer Entwickelung Typen sich herausbilden, die jahrhundertelang, ja über ein Jahrtausend hinaus, fort und fort sich erhalten, um dann sich zu wandeln und anderen Typen Platz zu machen, die wiederum lange Zeit herrschend werden. Sehen wir uns diese Entwickelung näher an.

Das Wesentliche in der Darstellung der Weihnachtsbilder während des ersten Jahrtausends und darüber ist stets: „Das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend", wie es in der Geburtsgeschichte Luc. 2, 12 den Hirten aus Engelmund verkündet wird. Das Kind ist nach der Sitte der Zeit fest eingeschnürt, so daß nur der Kopf (meist mit dem Nimbus umrahmt) aus dem Wickelbett hervorlugt (z. B. Abb. 2, 5, 12 u. oft). Die Krippe, d. h. eigentlich der Futtertrog der Haustiere, erscheint verschieden gestaltet, bald wie eine auf Füßen ruhende Tischplatte (Abb. 2), bald aber auch als ein Korbgeflecht (Abb. 4). Öfters aber ist es auch ein wie ein Herd aus Ziegeln gemauerter Unterbau, auf den unmittelbar das Wickelkind gelegt ist (z. B. Abb. 12, 13, 14). Später ist es auch öfter ein kunstvoll verzierter Bau (Abb. 19). Die Krippe ist daher für sich nicht erkennbar, denn auch die Krippe der Alten hatte etwa die Form der unseren. Darum mußte sie als Krippe noch kenntlich gemacht werden. Das geschieht dadurch, daß als unentbehrliche Begleiter des Kindes von den ältesten Bildern an durch alle Zeiten hindurch, und daher als ein fester Bestandteil der Weihnachtsbilder ein Ochse und ein Esel erscheinen. Sie fehlen auch auf den ältesten Bildern nicht, wo doch Maria fehlt (Abb. 3), ja, wo nur das Kind ganz allein abgebildet ist (Abb. 2). Der Dichter Prudentius im vierten Jahrhundert beschreibt in einem Gedicht die Krippe, die mit Kräutern gefüllt und von Tieren umgeben ist.

Man fand aber auch schon frühe eine biblische Begründung für die Gegenwart dieser Tiere bei der Krippe des Herrn. Schon Origenes († 254) sieht in dem Wort Jesaia 1, 3: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn. Aber Israel kennt es nicht und mein Volk vernimmt es nicht. O wehe des sündigen Volkes" eine Weissagung auf die Krippe in Bethlehem.

Abb. 17. Geburt Christi. Elfenbeintafel auf einem Evangelistar-Deckel in der Schloßkirche zu Quedlinburg. Aus dem 11. oder 12. Jahrhundert.

In den folgenden Jahrhunderten, bei Hieronymus und Augustinus und anderen, wird diese Stelle stets in der genannten Bedeutung verstanden. So wurden Ochs und Esel, die wichtigsten Haustiere, das Zugtier und das Reittier, zu Zeugen, daß, wo die Menschen den Heiland verachten, die unvernünftigen Tiere uns zur Beschämung ihm dienen. In einem apokryphen Evangelium aus dem vierten Jahrhundert heißt es: „Ja, die Tiere selbst, Ochs und Esel umgaben ihn und beteten ihn unaufhörlich an." Die Tiere wurden aber auch symbolisch gedeutet. Der Ochse galt als Sinnbild der Juden, die das Joch des Gesetzes trugen, der Esel als Sinnbild der Heiden. Augustinus sieht in dem Ochsen das Sinnbild der Hirten (der Juden), in dem Esel das Sinnbild der Weisen aus dem Morgenlande (der Heiden).



Abb. 18. Geburt Christi. Elfenbeinplatte im Vatikan. Aus dem 11. Jahrhundert. (Westwood a. a. O. S. 345 Nr. 6.)

Neben dieser Stelle Jesaia 1, 3 aber wurde auch Habakuk 3, 2, allerdings nur nach einer falschen Übersetzung, die aber als große Autorität galt, auf die Tiere bei der Krippe gedeutet. Was in Luthers Übersetzung lautet: „Laß es (dein Werk) kund werden mitten in den Jahren", war in der genannten Übersetzung mit den Worten wiedergegeben: „In der Mitte zweier Tiere wirst du erkannt werden."

Darum beugen Ochs und Esel ihre Köpfe in allen alten Bildern unmittelbar über das Kind, so daß ihr Atem das Kind anweht.

Was den Ort der Geburt Jesu betrifft, so war ja auch darüber in der Erzählung des Neuen Testamentes nichts gesagt. Es heißt nur: „Maria und Joseph fanden keinen Raum in der Herberge." Aber die Krippe, in die Maria das Kind legte, ließ an einen Raum denken, in dem sonst die Haustiere, die für gewöhnlich ja im Freien sich befanden, bei den Unbilden der Witterung untergebracht werden konnten.

Im Abendland wird daher auf den Bildern gewöhnlich die Krippe mit den Tieren unter einem einfachen, auf vier Pfählen ruhenden Wetterdach dargestellt. Das Dach ist mit Schindeln oder Ziegeln (Abb. 4, 5), auch mit Stroh oder Rohr (Abb. 8) gedeckt. Wir finden aber auch zur Auszeichnung der Stätte, daß solch ein Strohdach auf vier Säulen mit Kapitälen ruht (Abb. 5, 8). In den Bildern des Morgenlandes dagegen ist stets der Ort der Geburt eine vorn geöffnete Felsenhöhle (z. B. Abb. 20, 23, 25). Palästina hat ja in den Kalkgebirgen zahlreiche offene Höhlen, in denen Hirten und Herden bei schlechter Witterung ihre Zuflucht suchen. In dem ältesten der sogenannten apokryphischen Evangelien, dessen Abfassung fälschlich dem Bruder des Herrn, Jakobus, zugeschrieben wird, das aber vielleicht erst aus dem zweiten, spätestens aber aus dem dritten Jahrhundert stammt, sowie in einem anderen apokryphischen Evangelium, das im vierten Jahrhundert schon erwähnt und fälschlich dem Matthäus zugeschrieben wird, wird erzählt, daß Maria und Joseph auf dem Wege nach Bethlehem eine Höhle aufsuchen mußten, in der Maria Jesum gebar. Ja, eine bestimmte Höhle unweit Bethlehem wurde ausdrücklich als die Geburtsstätte bezeichnet. Schon Origenes († 254) sagt, daß jeder in Bethlehem, und sogar die Heiden, die Höhle, in der Christus geboren sei und darin die Krippe, in der er gelegen habe, zeigen könne. Helena, die Mutter des Kaisers Constantin, ließ, wahrscheinlich im Jahre 335, über dieser Höhle eine Kirche erbauen und wandelte damit den Hain, in dem diese Höhle lag und der dem Adonis geweiht war, aus einer heidnischen Kultusstätte zu einer christlichen Umgebung der Geburtsstätte. Constantin schmückte später die Krypta mit den kostbarsten Weihe-Geschenken. Hieronymus hatte lange bei dieser Höhle seinen Aufenthaltsort. All das machte es erklärlich, daß auf den morgenländischen Darstellungen der Geburtsgeschichte die Höhle als Ort des Vorgangs sich findet.



Abb. 19. Geburt Christi. Elfenbeintafel aus dem 10. oder 11. Jahrhundert.

Zu den beiden Tieren, die auf den



Abb. 20. Mosaikbild in der Kirche della Martorana zu Palermo. Aus dem 12. Jahrhundert.

Bildern stets ihre oft allein sichtbaren Köpfe über das Kind beugen, gesellen sich auch die Menschen, aber auf den ältesten Bildern und auf verschiedenen Sarkophagen noch nicht Maria, sondern nur die Hirten (Abb. 3), die vom Felde durch die Engel gerufen worden sind (Luc. 2, 12). Es ist nicht die Geburt, sondern die Anbetung des Heilandes, die zur Darstellung kommt. Aus der heidnischen Kunst wurden die Typen für die Hirtengestalten genommen. Schon in den Katakomben hatten die Christen vielfach den Heiland zuerst als den Hirten, der das verloren gewesene Schaf auf seinen Schultern trägt (Luc. 15, 5), unter der Gestalt eines einfachen bartlosen Landmanns mit dem durch den Gürtel zusammengehaltenen kurzen Rock, der sogenannten



Abb. 21. Elfenbeintafel im Museum zu Ravenna.
Vermutlich aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Nach Rob. de Fleury aus dem 8. Jahrhundert.

Exomis, gemalt. Ganz ebenso, nur ohne das Schaf, stets ohne Hut, aber mit dem zum Weiden der Herde gebräuchlichen Krummstab (pedum) erscheinen auf den Bildern die Hirten, vielfach unter Bäumen, als schlichte Gesellen neben der Krippe stehend. Maria erscheint zunächst nur auf den Bildern, die die Anbetung der Weisen darstellen. Manchmal finden sich auch beide Darstellungen nebeneinander in einem längeren Fries: auf der einen Seite Maria mit dem Kind auf dem Schoß, vor dem die Weisen des Morgenlandes stehen, auf der anderen Seite die Krippe mit Ochs und Esel unter dem Schutzdach, daneben zwei Hirten unter Bäumen.

Bald aber wird auch Maria neben der Krippe dargestellt. Sie erscheint auf den Bildern des Abendlandes meist sitzend, aber mit den Zeichen der Erschöpfung, oft den Kopf mit der Hand stützend, wie wir diese Körperhaltung zur Kennzeichnung der Erschöpfung auch auf antiken Bildwerken finden (Abb. 12, 23). Maria ist aber nicht etwa

als zarte Jungfrau dargestellt. Sie ist stets eine kräftige Frauengestalt, die oft das Haupt in den Mantel hüllt (Abb. 4); ja später wird die Gestalt geradezu zu einer mächtigen, majestätischen Erscheinung. So wird z. B. Maria in einem Relief in der Kirche Sta. Maria della Pieve in Arezzo riesengroß mit einem dem entsprechenden großen Christkind auf dem Schoß dargestellt, während die vor ihr stehenden drei Könige etwa die Größe des Christkindes haben (Abb. 11, vgl. auch Abb. 28), und auf dem herrlichen Relief des Nicola Pisano († 1278) an der Kanzel zu Pisa trägt Maria vollständig den Typus der junonischen Schönheit im antiken Kostüm (Abb. 29).

Das entspricht auch Auffassungen, die in der alten Kirche lebendig waren. Ein alter Schriftsteller erzählt von einem prachtvollen Junotempel, der von Cyrus in Persien erbaut worden sei, dessen goldene und silberne Götterbilder sich einst unterhielten und dem Priester dadurch verrieten, daß Juno den Namen der Maria angenommen und einen Zimmermann geehelicht habe. Aus dieser Ehe sei der Fürst der Handwerker geboren worden, der mit unendlicher Weisheit den Thron des Himmels gebaut habe. Cyrus hörte die Erzählung des Priesters; da spielten die Statuen ihre Instrumente, die Vögel von Gold und Silber flogen durch den Tempel, und der König sah das alles mit Erstaunen. Das Dach des Tempels öffnete sich, und ein glänzender Stern fiel vom Himmel, blieb auf dem Strahl des Springquells stehen und kündigte die Geburt eines Kindes an, das der Anfang und das Ende sein wird, der Anfang des Heils und das Ende des Todes. Da fielen alle Statuen auf die Kniee, der König rief alle Weisen seines Königreichs zusammen, und diese verkündeten: „Der Quell ist Maria, die Tochter des Quells von Bethlehem; sende nach Jerusalem, und du wirst den Sohn des allmächtigen Gottes finden in Menschengestalt, in den Armen eines Weibes."

Joseph findet sich auf den ältesten Bildern des Abendlandes nicht. Dagegen wird sehr häufig die Anbetung der Weisen mit der Darstellung der Geburtsgeschichte, die durch Krippe, Ochs und Esel bezeichnet ist, verbunden (Abb. 10). Oft aber bringen die Weisen auch allein dem Christkind, das auf Marias Schoß sitzt, die Huldigung dar. Auf den älteren Bildern sind die Weisen



Abb. 22. Miniatur aus einem Evangeliar der Königl. Bibliothek zu Berlin. Aus dem 12. Jahrhundert.



Abb. 23. Miniaturmalerei in der Dombibliothek zu Siena. Aus dem 14. Jahrhundert.

in der Tracht der fremden Völker mit phrygischer Mütze oder persischem Spitzhut, mit kurzer Tunika und weiten, am Knöchel verschnürten Beinkleidern, die die Perser Saraballa nennen, dargestellt. Wir sehen sie bald hintereinander, vor dem Kinde stehend, wobei der eine auf den über der Hütte stehenden Stern deutet (Abb. 4), bald in eiligem Schritt herzulaufend (Abb. 7, 9), bald auch von der Krippe sich entfernend (Abb. 8).

Bisher hatten wir die Darstellung der Geburt hauptsächlich im Abendland betrachtet. In der byzantinischen Kunst



Abb. 24.
Elfenbeintafel im Britischen Museum.
Deutsche (?) Arbeit aus dem 9. oder 10. Jahrhundert.
(Westwood a. a. O. S. 139.)

zeigen sich besonders seit dem sechsten Jahrhundert ebenfalls ganz bestimmte, stets wiederkehrende, aber andere Typen. Mutter und Kind bilden hier stets gemeinsam den Mittelpunkt des Bildes. Maria sitzt nicht, sondern liegt auf einer Matratze, die eine muldenförmige Gestalt hat (Abb. 18, 20, 21, 23) und oft mit Zieraten, Sternen, Blumen und dergleichen geschmückt ist (Abb. 14). Oft liegt diese Matratze hingestreckt, manchmal erscheint sie in mangelnder Perspektive hochaufgerichtet, so daß Maria darin zu schweben scheint. Das Kind liegt neben oder über der Maria in einem Korbe oder auf einem Gestell wie auf den abendländischen Bildern. Zwischen Maria und dem Kinde findet sich gar keine persönliche Beziehung angedeutet. Aber die alten guten Freunde, Ochs und Esel, fehlen nie. Sie legen zudringlich ihre Köpfe auf das eingewickelte Kind oder beugen sich auf dasselbe herab, so daß man ein unbehagliches Gefühl nicht überwinden kann. Der Raum, in dem Mutter und Kind sind, ist nicht mehr das Wetterschutzdach des Abendlandes, sondern stets die von uns oben erwähnte vorn offene Höhle, die deutlich sich über beide wölbt. Die Hirten auf dem Feld, denen die Geburt von dem Engel verkündet wird, auch die anbetenden Hirten an der Krippe finden sich oft daneben angebracht (Abb. 18, 20, 21, 25). Der Stern schwebt über dem Ganzen und sendet direkte Strahlen auf das Kind (Abb. 20, 21, 26). In den älteren Bildern erscheint er oft wie eine Sternblume oder wie ein durchlöchertes Rad, das über oder neben dem Kinde steht (Abb. 4, 8, 12, 27). Ja, er liegt sogar in der Krippe bei dem Kind (Abb. 13).

Joseph erscheint meistens nebenbei in sitzender Stellung als ein sorgenvoller grü-



Abb. 25. Miniaturbild aus einem für Kaiser Basilius II. Phrophyrogenetes (976—1025) ausgemalten Manuskript in der Vatikanischen Bibliothek.
Nach: Beißel, „Vatikan-Miniaturen", Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. Br.

belnder alter Mann, der, in sich versunken, das Haupt auf den rechten Arm stützt (Abb. 14 bis 27). In der Hand trägt er manchmal eine Säge, als Zeichen des Zimmermanns. Sehr oft aber finden sich auf diesen Bildern auch die Engel, sei es über dem Kinde schwebend, oder zur Seite anbetend (Abb. 17 bis 23; 25, 26).

Aber ein neues sehr eigenartiges Moment kommt bei fast allen morgenländischen Bildern, auf denen Maria als Wöchnerin auf dem Lager liegt, hinzu. Außer dem in der Krippe liegenden Christkind erscheint dasselbe noch einmal, indem es vorn auf dem Bild von ein oder zwei Frauen gebadet wird (Abb. 18, 20 u. oft). Woher stammt dieses Motiv?

In dem schon oben angeführten apokryphischen Evangelium, in dem die Anbetung Jesu durch die beiden Tiere berichtet wird, wird auch folgendes erzählt: Als Joseph mit Maria nach Bethlehem reist, kommt über Maria am Abend bei einer Höhle, die am Wege liegt, die schwere Stunde. Joseph geleitet sie in die Höhle und geht, um eine Wehemutter zur Hilfeleistung aufzufinden. Wunderbare Erscheinungen gehen unterdessen in der Natur vor sich, die Joseph auf dem Wege beobachtet. Die Vögel halten im Fluge ein und schweben unbeweglich in der Luft. Die Blicke aller Menschen sind regungslos nach oben gewandt, der Hirt, der die Herde weiter treiben will, bleibt starr mit erhobenem Stab stehen, die Böcke, die trinken wollen, halten still, ohne daß ihr Mund das Wasser schlürft. Joseph findet endlich auf dem Wege eine Frau. Als sie zur Höhle zurückkommen, ist diese von einer leuchtenden Wolke verhüllt, die in die Grotte hineinwallt und sie mit blendendem Licht erfüllt. Da zerteilt sich die Wolke, und sie sehen die Mutter mit dem Neugeborenen an der Brust. Überwältigt eilt die Frau fort und verkündet einer ihr begegnenden Frau, Salome, das Weihnachtswunder. Diese aber zweifelt daran, kommt aber doch mit zur Höhle und wird wegen ihres Unglaubens bestraft. Ihre rechte Hand geht in Flammen auf und wird gelähmt. Sie wirft sich verzweifelt auf die Kniee, bricht in bittere Klagen aus und ruft Gott um Erbarmen an. Da ertönt die Stimme des Engels: „Salome, Gott hat dein Gebet gehört. Recke deine Hand nach dem Kinde und rühre es an, und es wird dir zum Heil und zum Frieden gereichen.“ Salome gehorcht der Stimme und wird geheilt.



Abb. 26. Elfenbeintafel in der Collezione Stroganoff in Rom.

Diese Erzählung übt einen großen Einfluß auf die künstlerische Darstellung im Morgenland aus. Wir finden Bilder, auf denen entweder die Hand der Sa-



Abb. 27. Geburt Christi. Von der Kanzel zu Groppoli, 1194.

lome im Feuer aufflammt oder auf denen Salome verzweifelt auf der Erde liegt, mit der linken die rechte gelähmte Hand emporreckend (Abb. 13), oder wie sie die gelähmte Hand der Maria zeigt (Abb. 12, 14). Gewöhnlich aber finden wir, daß Salome entweder allein oder mit der anderen Freundin, die später den Namen Zelemi erhält, das Kind badet.

So vereinigen die Bilder alle die verschiedenen Momente der Geburtsgeschichte aus dem Neuen Testament sowohl, wie aus der Legende in sich, und zwar werden diese Typen mit der größten Zähigkeit bis weit in das zweite Jahrtausend hinein festgehalten. Doch übernimmt auch das Abendland das Bild der auf dem Lager neben dem Kinde liegenden Maria. Öfters wird auch im Abendland die Höhle als Geburtsstätte verwendet und zugleich mit dem vorspringenden hölzernen Schutzdach versehen, das ursprünglich im Abendland allein verwendet wurde.

Klassische Beispiele für die Thatsache, daß die älteren Typen sich durch ein Jahrtausend erhalten haben, sind die schönen, schon oben erwähnten Skulpturen von Nicola und Giovanni Pisano in Pistoja (Abb. 29, 30 u. 32), in denen die ganze Fülle dieser gesamten Motive zusammengedrängt, wenn auch weit vollendeter ausgeführt, als in den Bildern des



Abb. 28. Christi Geburt.
Von der Kanzel des Domes zu Barga, unweit Lucca.



Abb. 29. Die Geburt Christi an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa von Nicola Pisano.

ersten Jahrtausends, erscheint. Maria liegt auf dem Lager, das Kind, hinter oder vor der Mutter gebettet, hat die beiden zudringlichen Köpfe des Ochsen und Esels über sich, Joseph sitzt trübsinnig zur Seite, vorn baden die beiden Frauen das Kind.

Neben diesen plastischen Werken sei aber vor allem auf das höchst interessante, schöne Bild von Duccio von Buoninsegna (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) hingewiesen, das sich in dem Berliner Museum befindet (Abb. 34). Wir haben darin genau noch die bekannten Typen des Morgenlandes: Maria auf der muldenförmigen Matratze liegend, daneben das Christkind, über das sich die beiden Tiere beugen und auf das der Stern seine Strahlen sendet. Joseph sitzt sorgenvoll zur Seite. Über der ganzen Szene wölbt sich die Höhle, zugleich mit dem abendländischen Schutzdach vereint. Auf der anderen Seite stehen die Hirten mit den Schafen und horchen auf die Botschaft des Engels. Dieser Engel bildet das letzte Glied einer Schar von Engeln, die zu beiden Seiten über der Höhle schweben und teils jubilieren, teils anbetend in die Krippe schauen. Ganz vorne baden die beiden Frauen das Kind. Dieselben bekannten Typen finden sich demnach, aber weit, weit schöner, seelenvoller und lebendiger sind die Gestalten geworden im Vergleich zu den früheren Bildern.

„Duccios Kunst ist einem leuchtenden Abendrot zu vergleichen, welches einem trüben Tag folgt“ (Dobbert). Die Morgenröte einer neuen Zeit bricht durch Giotto († 1336), den Schüler Duccios, auf dem Boden der italienischen Kunst an, und diese Neugestaltung offenbart sich auch besonders in der Darstellung der Geburtsgeschichte. Giovanni Pisano, der Sohn Nicolas († nach 1321), hatte in seinem Werke in Pistoja (Abb. 32) ein neues lebensvolles Moment hineingebracht. Während früher Mutter und Kind fast stets ohne innere und äußere Verbindung nebeneinander liegen, und auch sein Vater Nicola die königliche Gestalt der Maria mit erhobenem Haupte nach vorn schauen (Abb. 29), oder, wie an der Kanzel zu Siena, das Haupt senken läßt (Abb. 30),

läßt sein Sohn die liegende Mutter die Decke lüften, die über das Kind gebreitet ist, um es mit liebevollem Blick anzuschauen. Dieser menschlich liebliche Zug findet sich auch in dem Werke von Andrea Orcagna († 1368) in der Kirche zu S. Michael in Florenz (Abb. 33).

Noch mehr aber tritt uns die Wandlung der Darstellung in Giotto und seiner Schule entgegen. Während Duccio noch keine Beziehung von Mutter und Kind zur Darstellung bringt, werden nunmehr beide in persönliche Verbindung gebracht. Während früher Ochs und Esel ihre Köpfe über das Kind legen, wird nunmehr das Kind dieser zudringlichen Verehrung der Tiere entzogen. Das Kind wird der Krippe entnommen und der Mutter auf den Schoß gesetzt oder gelegt, während die Krippe als Futtertrog den Tieren verbleibt. Bei Giotto und seiner Schule finden wir die Maria entweder noch liegend, aber sie empfängt das Kind selbst von der Wärterin (Abb. 36), oder sie sitzt auf dem Lager mit aufgerichtetem Oberkörper und greift nach ihm oder trägt es (Abb. 35); ja auch knieend wird sie bei der Anbetung der Hirten dargestellt (Abb. 37), ein Motiv, das, wie wir gleich sehen werden, große Bedeutung gewinnt. Joseph sitzt bei Giotto immer noch grämlich zur Seite. Die Frauen waschen bei ihm noch vorne das Kind, nur kommt mehr Leben in die gesamte Darstellung.

Auch in dem Bilde von Ottaviano Nelli sind die älteren Motive mannigfach gewandelt. Das Kind sitzt vor der Maria auf der Erde und streckt die Händchen nach der vor ihm knieenden Mutter, die ebenfalls zärtlich die Arme nach ihm ausbreitet. Die übrigen Motive, das einfache Schutzdach, die Tiere über der nunmehr leeren Krippe, der grübelnde Joseph sind geblieben. Auch die beiden Wartefrauen sind noch zugegen. Aber der der Wirklichkeit widersprechende Zug, daß das Kind zweimal dargestellt wird, hinten in der Krippe und vorn im Bade, ist geschwunden. Die Frauen fügen sich dem einheitlichen Gesamtbilde ein. Mit Wasserkanne und Tüchern stehen sie wartend neben Mutter und Kind (Abb. 39).

Wir wiesen auf das Knieen der Maria vor dem Kinde als bedeutsam hin. Hier



Abb. 30. Die Geburt Christi an der Kanzel des Domes zu Siena von Nicola Pisano.

liegt das neue Moment der weiteren Entwickelung. Die Bilder wandeln sich, so daß das Christkind dem Schoß der Maria entnommen, aber nicht wieder in die Krippe, sondern in den Mittelpunkt des Bildes auf den Boden gelegt wird. Gewöhnlich liegt das Kind, um es von dem harten Lager der Erde fern zu halten, nackt auf dem Mantel der vor ihm knieenden anbetenden Maria, die in anmutiger Haltung das Haupt mit verklärtem Angesicht neigt. Es tritt die Darstellung der Geburtsgeschichte, wie sie das Morgenland als Typus hatte, zurück, und die Bilder werden zur Darstellung der Anbetung vor dem Christkind. Joseph ist nun nicht mehr der grämliche Grübler, er kniet oder steht ebenfalls anbetend vor dem Kinde. Um das Paar scharen sich die anbetenden Hirten und oft auch die drei Könige. Vor allem aber sind es die Engelscharen, die auf Erden und im Himmel jubilieren und zugleich die ganze Szenerie auf Erden füllen helfen. Ochs und Esel werden fast überall beibehalten, aber während sie auf den alten Bildern oft die einzigen sind, die Anteil an dem Kinde nehmen, werden sie nunmehr in den Hintergrund gerückt und nur zur Kennzeichnung des Ortes verwendet. Ihre unmittelbare Beziehung zu dem Christkind schwindet mehr und mehr. Eine Fülle von Bildern, die diese Motive in größter Mannigfaltigkeit darstellen, sind vorhanden. Schon Fra Giovanni da Fiesole (1387 bis 1453), genannt Fra Angelico, d. h. der Engelgleiche, zeigt uns diese Art der Darstellung. Das Kind liegt sowohl auf dem Bilde aus der Vatikanischen Galerie (Abb. 41), als auch auf dem Bilde in S. Marco in Florenz (Abb. 42) vorn und ist den hinten an der Krippe stehenden Tieren entrückt. Maria kniet betend davor, und auch Joseph ist aus seinem Grübeln erwacht. Er sitzt zwar auf dem ersteren Bilde noch unbeweglich zur Seite des Kindes, blickt es aber unverwandt an, während von der Seite her die Hirten nahen und über der Höhle die Engel jubilieren. Auf dem anderen Bilde sind aber bereits Maria und Joseph zugleich mit zwei Heiligen als Betende um das auf dem Boden nackt liegende Jesuskind gruppiert. Auf dem erstgenannten Bild ist der Raum die morgenländische Felsenhöhle, die mitten in das Bild gestellt ist, bei dem letzteren bildet das abendländische Schutzdach den Hintergrund, das sich aber auch vor einem Felsen aufbaut.



Abb. 31. Die Anbetung der Könige an der Kanzel des Domes zu Siena von Nicola Pisano.



Abb. 32. Geburt Christi an der Kanzel S. Andrea in Pistoja von Giovanni Pisano.

Von Umbrien kommt Gentile da Fabriano (1370 bis 1450) nach Florenz und übt durch seine Bilder, die die Geburt Christi (Abb. 43) und die Anbetung der Könige (Abb. 44) darstellen, durch die Lichtwirkungen, die von dem Kinde ausgehen und durch die Gruppierung der Gestalten einen weit- und tiefgehenden Einfluß auf die weitere Entwickelung der Kunst aus, der nachhaltig fortwirkt.

Der früheste bedeutende Maler im nördlichen Umbrien, Piero dei Franceschi (ca. 1420 bis 1492), gibt ein liebliches Bild der Anbetung des Christkindes in lebensvollen Gestalten. Das Kind liegt nackt in einem Blumenbeet auf dem Mantel der vor ihm knieenden und betenden Maria, die wie eine Edelfrau des fünfzehnten Jahrhunderts gekleidet ist. Fünf singende oder auf Instrumenten spielende Engel stehen dabei. Weiter hinten sitzt Joseph auf einem Reitsattel. Er hat das rechte Bein quer über das linke gelegt, faltet die Hände und hört aufmerksam der Kunde der Hirten zu, die nach oben zeigen. Auch der Esel im Hintergrunde, der mit dem Ochsen unter dem Schutzdach steht, blickt schreiend aufwärts (Abb. 47).

Besonders reich aber gestaltet der Florentiner Sandro Botticelli (1447 bis 1515) die Darstellung der Geburt auf seinem Bild, das sich in der National-Galerie in London befindet (Abb. 48). Er hat eigenartig die Höhle des Morgenlandes mit dem Schutzdach des Abendlandes vereint, letzteres baut sich vor einer Höhle auf, die allerdings mehr wie ein aufgeschlagenes Zelt erscheint, das in einer blühenden Natur steht. Noch finden wir Joseph zu Häupten des Kindes trübsinnig in sich versunken, aber Maria kniet anbetend vor dem auf dem Boden liegenden Kinde. Auf der einen Seite der Mittelgruppe knieen die drei Könige, auf der anderen die Hirten. Je ein Engel hat diese wie jene herbeigerufen und weist sie auf das Kind hin. Auf dem Dache sitzen drei singende Engel. In den Lüften aber tanzen zwölf Engel einen Ringelreihen, wie die antiken zwölf Horen. Im Vordergrunde stehen drei Paare von je einem Engel und einem Menschen, die sich um-



Abb. 33. Geburt Christi von Andrea Orcagna am Tabernakel. In Or' San Michele zu Florenz.

gleichen Erscheinungen, daß der Esel seinen Kopf über das Kind neigt. Vor allem aber hat auch Rosselino wie Botticelli den schwebenden Engelreigen über dem Ganzen. In dem plastischen Werke werden aber auch noch die Hirten dargestellt, die bei der Krippe stehen. Auch vollzieht sich im Hintergrund die Verkündigung des Engels an die Hirten auf dem Felde. Beides fehlt bei Botticelli.

Luca Signorelli (1441 bis 1522) vereint um das Kind, das ebenfalls auf der Erde liegt, die heilige Familie und die Hirten in Anbetung armen. Alle Engel in den Lüften, auf dem Dach, auf der Erde tragen Olivenzweige, die uns fast wie Weihnachtsbäumchen anmuten. Trotz der still betenden Maria und des trübsinnigen Joseph geht ein Jubelton durch das ganze Bild. Auch das Kind streckt jauchzend die Händchen nach der Mutter aus. Unten aus der Erde aber schauen ingrimmig kleine Teufelsgestalten hervor; ein kleines Teufelchen stößt in Kapriolen mit dem Fuß nach dem einen der sich umarmenden Engel- und Menschenpaare, ein Zug, der sich wohl allein auf diesem Bilde findet.

Bei diesem Werke Botticellis finden wir in der Darstellung manche Berührungspunkte mit dem schönen Marmoraltar in der Kirche von Montoliveto in Neapel, den der Florentiner Antonio Rossellino (1427 bis 1479) geschaffen hat (Abb. 49). Auch in dem letztgenannten Bilde sind Schutzdach und Höhle vereint. Maria betet ebenfalls das liegende Kind an, während Joseph trübsinnig daneben sitzt. Auch in der Beziehung der Tiere zu dem Kinde zeigen sich die (Abb. 51). Die Landschaft ist phantastisch gestaltet. Eine Höhle oder vielmehr ein Felsendurchgang, vor dem Ochse und Esel stehen, erinnert noch an die Geburtsgrotte der früheren Bilder. Zugleich wird im Hintergrund die Verkündigung der Geburt durch den Engel an die Hirten auf dem Felde dargestellt. Durch ein tempelartiges Gebäude sieht man auch den Zug der Könige herankommen.

In reicher Fülle kehren die gleichen Motive bei den Künstlern wieder. Domenico Ghirlandajo malt 1485 eine Anbetung der Hirten (Abb. 53). Eigenartig ist dem Bilde die reiche Renaissance-Ornamentierung aller Bauteile. Das vollständig verwahrloste und fast zerstörte Wetterdach ruht auf reich dekorierten Säulen (siehe besonders auch Abb. 54). Zur Krippe dient ein mit Renaissanceschmuck ausgestatteter steinerner Sarkophag. Während Maria und die Hirten das auf der Erde liegende Kind anbeten, blickt Joseph, die Hand über die Augen gelegt, nach rückwärts und beobachtet den langen Zug der Könige, der in einer phantastischen Landschaft durch ein großes, über die Straße

sich wölbendes Thor herankommt. Auf diesem Bilde tritt auch die Vorliebe des Künstlers, in den Personen seiner Bilder, hier der Hirten, wirkliche Porträtgestalten zu geben, deutlich hervor.

Giovanni Spagna (von 1500 bis um 1530), ein Spanier von Geburt, aber durchaus ein Künstler Italiens, malt die Anbetung des Kindes durch Maria, Joseph und die Engel, die auf Erden knieen oder im Himmel jubilieren. Der Vorgang vollzieht sich auf ebenem Wiesenplan, während die Hütte mit den Tieren mehr in den Hintergrund gerückt ist. Noch weiter hinten halten die Könige mit ihrem Gefolge. Sie bleiben aus heiliger Scheu vor der anbetenden Gruppe, die sie nicht stören wollen, ferne in stiller Erwartung (Abb. 55).

Pinturicchio (1454 bis 1513), der Mitschüler Peruginos, gibt uns in ähnlicher Weise zwei Anbetungen des Christkindes. Auf dem einen Bilde sind es außer dem heiligen Paar und einer Schar jubilierender und musizierender Engel nur drei Hirten, die mit ihrem Hund erschienen sind (Abb. 56). Auf dem anderen vereint er aber alle Momente der Geburtsgeschichte in reichster Entfaltung (Abb. 57).

Auch Perugino (1446 bis 1524), der Lehrer Raffaels, hat mannigfach Bilder der Anbetung vor dem Christkinde gemalt. Wir geben eines, das bei aller Schönheit der Einzelfiguren doch durch eine allzu symmetrische Verteilung der Figuren das Lebensvolle des Vorgangs vermissen läßt (Abb. 59).

Durch Raffael tritt die Darstellung der



Abb. 34. Geburt Christi. Von Duccio di Buoninsegna. Im Königl. Museum zu Berlin. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Geburtsgeschichte zunächst mehr zurück. Es ist vielmehr die Madonna mit dem Kinde, die hauptsächlich dargestellt wird, oft allein, oft mit dem kleinen Johannes, später aber auch vielfach umgeben von Engeln oder auch Heiligen der Kirche. Von Raffael kommen für unseren Zweck nur zwei Bilder in Betracht. Das eine ist eine Predelle der Vatikanischen Galerie, in der er die Anbetung der Könige und zugleich auch die der Hirten darstellt; auf diesem Bilde fehlen Ochse und Esel (Abb. 60). Dazu kommt ebenfalls in den Loggien des Vatikans ein von Raffael entworfenes, von Perino del Vaga gemaltes, leider jetzt sehr beschädigtes Bild, in dem der Stall von Bethlehem mit Ochs und Esel sehr kenntlich ist (Abb. 61).

Auf allen den genannten Bildern seit Giotto läßt nicht mehr der Stern von oben sein Licht auf das Kind herabstrahlen. Jacopo Avanzi (zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts) hatte Joseph dargestellt, wie er beim Blick auf das Kind die Hand vor das geblendete Auge hält und dadurch angedeutet, daß von dem Kinde der Glanz ausstrahle (Abb. 40). Gentile da Fabriano (Abb. 43), auch Fiesole (Abb. 41) machen das Kind sichtbarlich zu dem Quell des Lichtes für die Umgebung. Dieses Motiv findet zahlreiche Nachahmung, bis es in dem berühmten Bilde von Correggio (1494 bis 1535) „Die heilige Nacht" in Dresden (Abb. zwischen S. 56 u. 57) zum beherrschenden Motiv des Bildes wird, das von nun an immer wiederkehrt.

Schon verschiedene Male haben wir Bilder gefunden, die mit der Anbetung der Hirten auch zugleich den Zug der Könige vereinen, welche man entweder aus der Ferne herankommen oder auch vorne mit den Hirten knieen sieht. Wir müssen aber einen Blick auch auf die Bilder werfen, die die Anbetung der Könige zum eigentlichen Mittelpunkt haben. Sie gehören doch auch zu den Weihnachtsbildern, nicht nur weil der Dreikönigstag den Abschluß der weihnachtlichen Festeszeit



Abb. 35. Die Geburt Christi von Giotto. In der Kirche San Francesco zu Assisi.



Abb. 36. Die Geburt Christi. Wandbild von Giotto in der Arenakapelle zu Padua.

zumal in unserem deutschen Volke von jeher gebildet hat, sondern vor allem, weil die Künstler diese Anbetung meist in den Stallraum von Bethlehem verlegen.

Auf einem Bild von Giotto, das die Anbetung der Könige darstellt (Abb. 38), finden wir ebenfalls die Felsenhöhle mit vorgebautem Schutzdach, aber Ochs und Esel fehlen auf dem Bilde.

Benozzo Gozzoli gestaltet 1459 im Palazzo Riccardi in Florenz den großartigen Zug der drei Könige. Der Höhepunkt ist aber die doppelseitige Huldigung des heiligen Kindes durch Scharen von Engeln (Abb. 45 u. 46). Ein phantastischer, üppig blühender Garten mit hohen Bäumen, auch fernen Ortschaften und Bergen wird von Scharen von Engeln bevölkert, die oben auf den Wolken oder auf den Kronen der Bäume sitzen oder mit pfauäugigen Flügeln daherwandeln und Jubellieder im Chor singen oder vorn in Anbetung knieen — ein reiches Bild voll Leben.

Wir erwähnten bereits bei Besprechung des Epiphanienfestes, daß einer der Könige seit dem fünfzehnten Jahrhundert öfters ein Mohr ist. Doch finden wir diese Darstellungsweise auf italienischen Bildern seltener. Nach Zapperts Meinung zeigt Gentile da Fabriano 1420 ihn zum erstenmale auf einem Bilde. Auf dem berühmten Bilde dieses Meisters (Abb. 44) findet er sich nicht, ebensowenig wie z. B. bei Botticelli (Abb. 50), Ghirlandajo (Abb. 54), Raffael (Abb. 60) und vielen anderen. Dagegen haben ihn z. B. Mantegna (Abb. 52), Luini (Abb. 58). Die drei Könige wurden auch äußerlich auf den Bildern öfters durch Darstellung der drei Lebensalter unterschieden. Der älteste trägt oft einen großen Vollbart, der zweite einen schwachen Bart, der dritte (der Mohr) ist bartlos. Mannigfach wird von früh an auch die Farbe ihrer Kleider geschildert: weiß, hyacinth mit schwarz, rötlich, oder es hat der sechzigjährige Kaspar violette Tunika und gelben Mantel, der vierzigjährige Balthasar gelbe Tunika und roten Mantel, der zwanzigjährige Melchior (der Mohr) eine rote Tunika; doch wandeln sich die Farben. Die Königsanbetung gab ja



Abb. 37. Die Anbetung der Hirten an der Krippe von Giotto.

genannt Tintoretto (1518 bis 1594). Aus Tizians Schule schied er, weil er sich mit diesem Meister nicht gut stand, und erwählte für seine Kunst sich das Motto: „Die Zeichnung von Michelangelo, die Farbe von Tizian!“ Er gibt auch eine Anbetung der Hirten im Stall und malt mit erstaunlichem Naturalismus die Szene aus, so daß der Stoff, der so oft dargestellt worden ist, eine ganz neue Gestaltung gewinnt (Abb. 63). Wir schauen in eine zweigeteilte Hütte, unten ist ein Stallraum, oben ein Strohboden, auf welch letzterem die heilige Familie ihren Zufluchtsort gefunden hat. Durch das verwahrloste

reichen Anlaß zum freudigen Komponieren eines buntbewegten Bildes, wie wir z. B. in der Plastik es bei Nicola Pisano (Abb. 31) und in der Malerei bei Gentile da Fabriano (Abb. 44), Mantegna (Abb. 52), Ghirlandajo (Abb. 54), Bernardino Luini (Abb. 58) sehen. Vor allem konnte der Farbenreichtum der Palette hier sich entfalten. Kein Wunder, wenn vor allen auch den Venezianern, bei ihrer Vorliebe für äußere Pracht, die Anbetung der Könige erwünschte Motive bot, die sie in reicher dekorativer Wirkung mit dem Glanz der Farben ausgestalteten, so daß das gemütvolle Bild des Stalles von Bethlehem ganz verschwindet. Insonderheit sind die Bilder von Paul Veronese (1530 bis 1588) zu nennen (Abb. 64). Doch begegnen wir auch bei den früheren Veronesern Palma Vecchio (1480 bis 1528) (Abb. 62), und Bonifacio Veronese schlichten Darstellungen der Hirtenanbetung.

Ganz eigenartig ist auch Giacomo Robusti,

offene Dachgebälk lugen die Engelchen in den Raum. Freundlich lüftet die liebliche auf dem Heu liegende Maria das Tuch, das über das Kind gebreitet ist, und zeigt zwei Frauen aus dem Volke, deren eine einen Teller Suppe bringt, das sehr kleine Kind, während Joseph auch liebevoll zu dem Kind niederblickt. Im unteren Raum sind Hirten und eine Frau versammelt. Während die einen in Anbetung knieen, reichen andere Nahrungsmittel hinauf. Auch hier findet sich im Stall, wie so oft bei anderen Bildern z. B. bei Pinturicchio (Abb. 56), auf dem Dache des Hauses, ein Pfau.

Aber mehr und mehr verlieren die Bilder an wahrhafter Innerlichkeit und Gemütstiefe. Der Kreis der Formen ist erschöpft. Die akademischen Grundregeln, die die äußere Körperhaltung als Ausdruck der inneren Empfindungen feststellen, wirken mehr und mehr auf Veräußerlichung hin. Neue Motive findet die italienische Kunst nicht weiter. Das siebzehnte Jahrhundert schafft meistens im

Geist des prachtliebenden Kirchenstils konventionelle Altarbilder.

Auf spanischem Boden finden wir die bekannten Motive, aber sie werden unmittelbar in den schlichten Umkreis des alltäglichen Volkslebens versetzt. Die Gestalten, die auf den Bildern von Velazquez (1599 bis 1660) und Murillo (1617 bis 1682) sich finden, sowohl Maria und Joseph, wie die anbetenden Hirten, sind in liebenswürdigem Realismus dem spanischen Volksleben jener Zeit entnommen (Abb. 65 u. 66). Der dunkle Raum wird ebenfalls wie bei den späteren Italienern durch das leuchtende Christkind erhellt, der einzige mystische Zug, der sich in diesen Bildern findet.

Gehen wir nunmehr von dem italienischen und spanischen Süden nach Norden, so müssen wir wieder an den Typen anknüpfen, die das erste Jahrtausend uns bot und die, wie wir sahen, durch Giotto eine wesentliche Wandlung erfahren hatten.

Viel langsamer als auf italienischem Boden vollzieht sich die Umwandlung in Frankreich und Deutschland.

Von der französischen Kunst des vierzehnten Jahrhunderts geben wir drei Schnitzwerke (Abb. 67, 68, 69). In allen dreien erscheint Maria noch wie in der byzantinischen älteren Kunst auf ihrem Lager liegend, auf dem einen auch erschöpft das Haupt auf den Arm stützend. Auf allen drei Bildern ist aber doch auch schon ihre persönliche Beziehung zu dem Kinde zum Ausdruck gebracht; auf dem einen säugt sie es, auf dem anderen hält sie die Hand des Kindes, in dem dritten schaut sie es liebevoll an. Weder die Höhle noch das Schutzdach finden sich; in dem einen Bild ist die Szene sogar in eine Wochenstube verlegt, die durch die Vorhänge angedeutet ist, auf den anderen beiden ist zur Seite die Verkündigung an die Hirten auf dem Felde in ähnlicher Weise, wie auf den alten Bildern, angebracht. Joseph gibt sich auf diesen Bildern nicht mehr, wie früher, als sorgenvoller Grübler, sondern als fürsorgender Gatte. Wie unentbehrlich aber für die Geburt Christi Ochs und Esel erschienen, wird hier wieder offenbar. Obgleich nichts an den Stall erinnert,



Abb. 38. Die Anbetung der heiligen drei Könige von Giotto. Wandbild in der Arenakapelle zu Padua.

werden sie doch für unbedingt nötig gehalten. In allen drei Bildern treten sie aber mehr zur Symbolik als ganz kleine Gestalten auf, die zunächst den Eindruck von Hunden machen, welche vor dem Lager der Maria teilnahmsvoll ihre Köpfe zum Christkind erheben.

Allmählich löst sich auch auf deutschem Boden die Kunst von den alten Typen los. Ein Relief von dem früher nach Alsleben gehörigen, jetzt in der Kirche zu Gernrode befindlichen Taufsteine aus älterer romanischer Zeit zeigt eine Darstellung der Geburt Jesu in primitiver Einfachheit (Abb. 70). Auch in der Weltchronik des Rudolf von Ems, die aus dem Jahre 1380 stammt, finden wir durchaus noch die alten Typen des ersten Jahrtausends, nur daß die liegende Maria und das Christkind im Korbgeflecht sich einander die Hände entgegenstrecken. Ochs und Esel atmen das Kind an; Joseph sitzt trübselig mit abgewandtem Angesicht daneben. Die Höhle ist allerdings auf dem Bilde verschwunden; als Schutzdach dient ein über Maria auf einer Stange befestigtes Rad, das mit einem Strohdach wie ein Schirm überdeckt ist. Eine phantastische, von einem Wasserfall durchströmte, mit Burgen gekrönte Landschaft, die von allerlei Tieren erfüllt ist, schließt die Verkündigung an die Hirten in sich (Abb. 71).

Interessant ist eine Darstellung der Geburt Christi, die als Schnitzwerk sich an einem Chorstuhl im Magdeburger Dom befindet und frühestens aus der Mitte, vielleicht aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stammt (Abb. 72). Sie enthält in so später Zeit noch völlig die alten Typen: die auf dem Lager liegende Maria, den grübelnden Joseph, im Hintergrunde die Krippe, über die die beiden Tiere ihre Köpfe beugen, vorn sogar die das Kind in einer von zwei Reifen umgürteten Wanne badende Salome, links im Hintergrunde schlafende Hirten, von denen der eine erwacht ist und darüber die singenden Engel. Nur eine Abweichung von den älteren Bildern besteht: das Kind ist nicht zweifach dargestellt, die Krippe selbst ist leer.

Die nahe Beziehung der Tiere zu dem Christkind ist so tief in das deutsche Volksbewußtsein gedrungen, daß auch in den Liedern der späteren Jahrhunderte, als auf den künstlerischen Darstellungen schon längst das Kind der unmittelbaren zudringlichen Nähe der Tiere entnommen war, die Erinnerung daran wiederkehrt. In dem kalten



Abb. 39. Geburt Christi von Ottaviano Nelli. Im Palazzo del Governo (de' Trinci) in Foligno.



Abb. 40. Die Geburt Christi von Jacopo Avanzi. Im Oratorio di San Giorgio in Padua.

Deutschland diente der warme Atem der Tiere sogar zur Erwärmung des heiligen Kindes. So heißt es z. B. noch in einem Weihnachtsliede des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts:

> Da Jesus geboren ward,
> Da war es kalt.
> In ein kleines Krippelein
> Er geleget ward,
> Da stund ein Esel und ein Rind,
> Die atmitzten (atmeten heftig) über das liebe Kind
> Ganz unverborgen,

und in einem anderen Liede heißt es:

> Ein Ochs und ein Esel kannten diesen Erschöpfer sein,
> Erwärmten mit dem Atem das liebe Jesulein.

Auch in den sog. Armenbibeln (Biblia pauperum), bildlichen biblischen Darstellungen, die für das ungelehrte Volk hauptsächlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fertiggestellt werden, findet sich in dem einen Bilde Maria, die auf dem Lager liegend in einem Buch, jedenfalls dem Brevier, liest, während hinter ihr Ochs und Esel in altbekannter Weise bei der Krippe stehen (Abb. 73). Andererseits haben wir aber auch Zeichnungen von Armenbibeln aus dem vierzehnten Jahrhundert, die schon eine Wandlung zeigen. Auf dem einen Bild (Abb. 74) liegt Maria und umfaßt zärtlich das Kind, das aus der Krippe in eine Wiege gelegt ist, denn nach deutscher Empfindung gehört das kleine Kind in die Wiege. Ochs und Esel stehen im Hintergrunde. Auf anderen Bildern hat die sitzende Maria das Kind auf dem Schoß, während Ochs und Esel aus der Krippe ihr Futter verzehren.

Ganz eigenartig aber ist die Geburts-



Abb. 41. Geburt Christi von Fra Giovanni da Fiesole. In der Gemäldegalerie des Vatikans.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

geschichte auf dem gotischen sog. Klarenaltar im Kölner Dom dargestellt, dessen Bilder dem Meister Wilhelm zu Köln zugeschrieben werden (Abb. 87). Das dreiteilige Bild zeigt uns auf dem linken Bild Maria und Joseph an der Krippe betend. Das Kind hockt in der kunstvoll gebauten Krippe und neigt sich zärtlich zur Mutter, um sie zu küssen. Ochs und Esel sind noch in der alten Weise über dem Kinde angebracht. Das mittelste Bild zeigt uns die Verkündigung an die Hirten. Das rechte Bild endlich bringt uns das alte Motiv des Christkindes, das gebadet wird. Aber an die Stelle der Salome sind nunmehr Maria und Joseph getreten. Die alten Typen sind mit neuem Leben erfüllt. Auch müssen wir eines köstlichen Bildes gedenken, das ein unbekannter Kölner Maler um 1400 geschaffen hat und das sich im erzbischöflichen Museum in Utrecht befindet. Unter dem alten abendländischen mit Stroh gedeckten Wetterdach liegt Maria auf ihrem Lager und drückt zärtlich das Kind an sich. Über der zur Seite stehenden Krippe neigen sich auch hier Ochs und Esel. Joseph aber sitzt vor dem Lager und kocht für die Mutter einen Brei, während im Hintergrunde die Verkündigung an die Hirten vor sich geht.

Ehe wir die glanzvolle Entwickelung auf deutschem Boden weiter verfolgen, wollen wir erst bei den Niederländern und Flamländern einkehren. Bei ihnen tritt vielfach die Anbetung der Könige in den Vordergrund, die meist in die Ruinen eines Palastes im reichsten Renaissancestil verlegt wird, nur daß sich über dieselben oft ein ganz dürftiges, zerrissenes Stroh- oder Holzdach wölbt.

Roger van der Weyden (um 1400 bis 1464) malt uns so in dem Münchener Bild die Anbetung der Könige; an der Ruine ist ein kleiner Kruzifixus angebracht (Abb. 75). Es darf auch sein in Berlin befindliches liebliches Bild, die Geburt Christi darstellend, nicht vergessen werden (Abb. 76). Sein Schüler Memling (um 1400 bis 1494) bringt in seinem herrlichen Münchner Bild: „Die sieben Freuden der Maria" (Abb. 77, 78) sowohl die Geburtsgeschichte, wie die Anbetung der Könige nebeneinander. Wir fügen aber noch eine besondere Darstellung der Geburt Christi bei, in dem vollständig der auf italienischem Boden erwachsene Zug der Anbetung des auf dem Boden gelegten Kindes durch Maria und die Engel zum Ausdruck gebracht ist (Abb. 79).

Henri met de Bles (1480 bis 1521) gibt uns auf dem Mittelbilde eines Altarbildes, das sich in der Münchner alten Pinakothek befindet, eine Darstellung der Anbetung der Könige (Abb. 80). Der linke Flügel enthält das Bild des Stalles von Bethlehem, das besonders auch durch das Dämmerlicht, das sich über die Szene breitet, einen besonderen Reiz erhält.

Durch Peter Paul Rubens (1577 bis 1640), der besonders durch Paul Veronese beeinflußt ist und durch Van Dyck

(1599—1641), erlebt die italienische Hochrenaissance noch einmal auf fremdem Boden eine neue Blüte (Abb. 81 und 82).

Ganz anders aber und ähnlich, wie bei den spanischen Künstlern, nur daß das holländische Volksleben die Typen bietet, tritt uns bei Rembrandt (1606 bis 1669) die Darstellung der Weihnachtsgeschichte entgegen. Es ist die dunkle, dürftige Bauernstube, in der die holländischen Landleute um das im himmlischen Glanz leuchtende Kind sich sammeln (Abb. 83, 84). Nur bei der Darstellung der Anbetung durch die Könige tritt uns die Pracht der ausländischen Kostüme entgegen (Abb. 85). Besonders realistisch ist aber das Bild, das die Verkündigung an die Hirten auf dem Felde darstellt (Abb. 86). Die Glorie des Engels erschreckt die Hirten und die Herde, die in komisch wirkendem Entsetzen nach allen Richtungen auseinanderstieben. Bezeichnend ist, daß der Holländer Meister die Hirten auch neben den Schafen Rinder weiden läßt. Ähnlich, wenn auch etwas verblaßter, stellt uns auch Ostade (1610 bis 1685) die Verkündigung des Engels auf dem Felde an die Hirten dar.

Kehren wir nun auf den Boden der deutschen Kunst zurück, wie sie um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts erscheint.

Das berühmte Kölner Dombild von Meister Stephan Lochner († 1451) (Abb. 88) trägt ja eigentlich keinen weihnachtlichen Charakter. Doch darf diese Darstellung deutscher Kunst nicht fehlen, wo so viele Bilder anderer Meister, die den gleichen Stoff in den Stall zu Bethlehem verlegen, wiedergegeben sind.

Martin Schongauer in Colmar († 1488), der besonders an Roger van der Weyden sich gebildet hat, hat mehreremale die Geburtsgeschichte gemalt. Wir geben von ihm ein Bild aus der Wiener Galerie. Der Stall ist durch Ochs und Esel angedeutet. Maria hält das Kind im Arm und beert eine Weintraube ab (Abb. 89).

Bei Matthias Grünewald kommt vor allem sein 1511 gemalter herrlicher Isenheimer Altar in Betracht, der jetzt in dem Museum zu Colmar ist (Abb. 90). Unter den vielen Bildern dieses Altars befinden sich auch zwei sich aneinanderschließende Flügel. Auf der rechten Seite sitzt in einer Landschaft Maria mit dem Kinde, es zärtlich herzend, während das Kind mit ihrem Rosenkranz spielt. Daneben steht das Bettchen. Oben öffnet sich der Himmel, Gott Vater erscheint umgeben von der Engelschar, die sich im Strahlenglanz auf das Feld von Bethlehem herabläßt. Im Hintergrund wird die Verkündigung der Hirten dargestellt. Der andere linke Flügel



Abb. 42. Geburt Christi von Fra Giovanni da Fiesole.

führt uns in einen reichgeschmückten kirchenähnlichen Raum in reicher Spätgotik, von goldnem Glanz durchwoben. Engel knieen im Vordergrund und spielen auf Instrumenten, dahinter drängen sich die Scharen der Engel, die aus dem Hintergrund hervorschweben, Kopf an Kopf, Flügel an Flügel gedrängt, in großer Fülle. Und in naiver Weise schiebt sich auch noch von rechts her in diesen Flügel mit seiner Engelglorie das Badewännchen mit Zubehör für das Kind hinein. Auch die zerrissenen Windeln, in die es die Mutter — ein Zeichen der Dürftigkeit — hüllt, fehlen nicht.

Auf zwei Bildern, in denen Hans Baldung genannt Grien (1476 bis 1545) die Geburt Christi malt, läßt er das Licht des Raumes von dem Kinde ausgehen. Wir geben das im Schlosse zu Aschaffenburg befindliche Bild wieder (Abb. 91). In dem andern im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M. befindlichen Bild tritt die genannte Beleuchtung in auffälligster Weise hervor. Das Christkind ist fast weiß gemalt. Joseph hält geblendet die Hand vor das Gesicht, ja ein Engelchen wendet mit halbgeschlossenen Augen das Angesicht mit einer Miene weg, die deutlich das Unbehagen über diesen Lichteffekt ausdrückt. Ein Bild der heiligen drei Könige von Baldung ist bemerkenswert durch die eigenartigen Zeittrachten, die den Gestalten gegeben sind (Abb. 92).

Wir fügen noch einige plastische Werke jener Zeit ein.

Jörg Sürlin der Jüngere (1455 bis 1521) gibt in den Seitenflügeln seines schönen Altars zu Blaubeuern sowohl die Geburtsgeschichte wie die Anbetung der Könige (Abb. 93).

Von Tilman Riemenschneider (?) (1460 bis 1531) in Würzburg geben wir den Seitenflügel von dem Altar in Creglingen (Abb. 94).

Noch aber sei eines geschnitzten Altarschreins gedacht, der in dem Münchner Nationalmuseum sich befindet, aus Tramin bei Bozen stammt und von einem Schüler des Tiroler Pacher um 1510 geschnitzt ist. Er bietet in liebenswürdiger Weise eine Menge von Einzelgestalten, die eng nebeneinander gruppiert sind. Die im Himmel jubilierenden Engel hängen losgelöst von dem Schrein im Mittelbild von oben herab (Abb. 95). Dr. Hagen weist in seinem Werke über „Die Weihnachtskrippe“ auf diesen Altar besonders hin, der ganz nach der Art der Krippen, die wir im nächsten Abschnitt besonders betrachten werden, gestaltet ist.

Lukas Cranach der Aeltere (1472 bis 1553) malt ebenfalls öfter die Geburt Christi. Auf dem wiedergegebenen Bild (Abb. 96) ist es dunkle Nacht. Aber das Kind liegt auf einem Licht-Strahlenkranz in dem Steintrog. Von ihm geht das Licht aus, das auf die kleinen reizenden nackten Engelchen, die es umgeben, auf Gesicht und Hände der Maria, auf Stirn und Rock des Joseph, auf die Köpfe der dabei knieenden Ochs und Esel, sowie auf das Gesicht des einen Hirten fällt. Wohl hält auch Joseph eine Kerze in der Hand, aber zum Zeichen,



Abb. 43. Geburt Christi von Gentile da Fabriano. In der Accademia zu Florenz.



Abb. 44. Anbetung der Könige von Gentile da Fabriano. In der Accademia in Florenz.

daß nicht sie das Licht in das Bild bringt, hat der Maler nur einen einzigen Strahl gemalt, der von diesem Licht auf die Seite fällt und im Dunkel sich verliert. Hinten sieht man die Engel im glänzenden Gewand zu den Hirten herniederschweben. Merkwürdig wirkt es, die ganz hellen Schafe auf dem dunklen Hintergrund zu sehen, während die Hirten gar nichts von dem Licht abbekommen.

Von Lukas Cranach dem Jüngeren (1515 bis 1586) geben wir ein Bild, das sich in der Wittenberger Pfarrkirche befindet und das besonders durch die Engelschar, die über dem Ganzen schwebt, einen besonderen Reiz hat (Abb. 97).

Auch von Holbein dem Älteren (1460 bis 1524) geben wir ein in der Münchner alten Pinakothek befindliches liebliches Bild der Anbetung des Kindes (Abb. 98).

Und nun Albrecht Dürer (1471 bis 1528)! In ihm tritt uns am wohlthuendsten das deutsche Gemütsleben entgegen. Es ist alles schlicht und wahr. Seine Darstellungen sind fast sämtlich in deutsche Räumlichkeiten hinein verlegt. Wir geben vier Bilder, die uns die Mannigfaltigkeit der Darstellung erkennen lassen (Abb. 99 bis 102). Unter all seinen Bildern ist aber das eigenartigste und zugleich das anmutendste, das er selbst mit dem Namen „Weihnachten“ benannt hat (Abb. 101). Da werden wir in ein baufälliges deutsches Haus geführt, das an der Seite eines Hofes steht. Der untere Raum ist nach Art einer Veranda offen. Dort kniet die Mutter vor dem neugeborenen Kindchen. Im Hintergrund führt eine Treppe in die oberen Räume, und dahinter öffnet sich der Blick in den Stall, wo die allbekannten Tiere stehen. Am Eingang zum Stall kniet ein bärtiger Mann, andächtig betend. Der Stab bezeichnet ihn als Hirten. Er wagt nicht heranzutreten. Im Hof aber, und das ist ein ganz einzigartiger lieblicher Zug, kniet Joseph mit sorglichem Angesicht am Ziehbrunnen und gießt das von ihm heraufgezogene Wasser in ein Gefäß; er ist als treuer Hausvater und Helfer in der Not gedacht. Durch das offene Hofthor



Abb. 45. Anbetung der Engel von Benozzo Gozzoli. In der Kapelle des Palazzo Riccardi zu Florenz.



Abb. 46. Anbetung der Engel von Benozzo Gozzoli. In der Kapelle des Palazzo Riccardi zu Florenz.



Abb. 47. Anbetung des Christuskindes von Piero dei Franceschi. In der Nationalgalerie zu London (unvollendet). (Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

sieht man in eine deutsche Landschaft. Es zeigt das Bild, mit welcher Liebe der Meister hier ein deutsches Stimmungsbild schafft, indem er auch das Geringste genau ausführt. Auch die kleinen Vögel sind nicht vergessen. Oben am Haus hängt als Zeichen der Herberge eine Tafel heraus, auf der „AD 1504“ zu lesen ist. Auf der Stange sitzt ein kleines Vögelchen. Man wird fast, wenn man in die neuere Zeit geht, an Ludwig Richters Weise erinnert. Das ist eine Übersetzung der Weihnachtsgeschichte ganz und gar in seine (Dürers) Zeit, sie vollzieht sich im Jahre 1504. Welch ein Gegensatz gegen alle die Darstellungen der Italiener! Das ist deutsche Gemütstiefe mit weihnachtlichem Klang.

Noch sei an Dürers Schüler Albrecht Altorfer (1488 bis 1538) erinnert. In der Wiener Galerie befindet sich ein echt deutsches, stimmungsvolles Bild der Geburt Christi von ihm. Es ist noch nächtliches Dunkel, schwach aufgehellt durch die kommende Sonne. Das Kind liegt eingebettet, links kniet Maria; Joseph, ziemlich jugendlich, steht mit brennender Kerze dabei. Engelchen dienen dem Kind; das eine legt die Hand unter das Köpfchen, ein anderes schwingt die Spielklapper. Auf der rechten Seite ist eine Magd mit der Stalllaterne, mit Krug und Wanne für das Kind. Das Ganze zeigt uns einen beschneiten Erdenwinkel, wohl das erste Mal, daß der deutsche Winter auf einem Bilde der Geburt Christi zur Darstellung kommt (Abb. 103).



Abb. 48. Anbetung des Kindes von Sandro Botticelli. In der Nationalgalerie zu London.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)



Abb. 49. Geburt Christi. Mittelfeld des Marmoraltars von Antonio Rossellino. In der Chiesa di Montoliveto zu Neapel.

Man kann nicht sagen, daß die religiöse deutsche Kunst in den folgenden Jahrhunderten an Dürer gelernt hat. Die Italiener bleiben die Vorbilder für lange Zeiten. Die Herrschaft der Akademien und ihrer theoretischen Kunstregeln hindern die freie selbständige Entfaltung, so daß das individuelle Leben mehr und mehr untergeht und der schablonenmäßigen Behandlung Platz macht.

Unter Führung von Cornelius und Overbeck macht dann endlich die in Rom wirkende deutsche Malerschule im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Herrschaft der Akademien ein Ende. Doch behält die konventionelle antikisierende Renaissance auf dem Gebiete der religiösen Malerei, besonders in der Richtung der sogenannten Nazarener, noch die Herrschaft. Wir bringen aus jener Entwickelung zunächst das Bild von Peter von Cornelius aus der Ludwigskirche in München (Abb. 104), ein Bild von Friedrich Johannes Overbeck aus seinen „Vierzig evangelischen Darstellungen aus dem

Neuen Testament" nach einem Kupferstich, da das Original verbrannt ist (Abb. 105), und sodann zwei der besten Bilder, die je im Holzschnitt die Kunst ins Volk trugen: die Geburtsgeschichte aus Julius Schnorrs von Carolsfeld Bibel in Bildern (Abb. 106) und das liebliche Bild von Joseph Führich (Abb. 107), in dem das Kind wie in der Zeit nach Giotto auf dem Erdboden liegt, in dem aber auch der Gedanke der alten Kirche wieder auflebt, daß die Tiere, Ochs und Esel, selbst wieder unmittelbar in Beziehung zu dem Christkind gestellt sind.

Manch treffliche Werke sind in der weiteren Entwickelung auch bei den bisherigen Typen in neuer liebevoller Gestaltung gewonnen worden. Wir geben ein Bild von C. Müller „Die heilige Nacht", das durch die liebliche Gestalt der jugendlichen Mutter, die vor dem Kinde kniet, das lächelnd die Hände nach ihr ausstreckt, einen besonderen Reiz hat (Abb. 108). In Pfannschmidts Anbetung der Könige, dessen Original als Altarbild in der Kapelle des Domkandidatenstiftes zu Berlin sich befindet, erscheint das bekannte alte Motiv der Italiener und Holländer, die die Anbetung in eine verfallene Renaissanceruine stellen, welche zugleich, auf diesem Bilde an der Seite, mit einem hölzernen, sehr vernachlässigten Schutzdach versehen ist. Auch in der Gruppierung der Figuren, in dem Herankommen von Personen des königlichen Gefolges bei fernwirkender Perspektive, in der Darstellung von Ochs und Esel im Hintergrund innerhalb der Ruine finden sich durchaus die alten bisherigen Typen, nur daß bei aller Würde, mit der der Gegenstand behandelt wird, bei aller Korrektheit der Gestalten und der Linien doch das Ganze mehr wie ein nach akademischen Mustern gestelltes lebendes Bild erscheint. Es pulsiert zu wenig wirkliches Leben in den Gestalten (Abb. 109). — Eigenartiger ist das Bild von E. A. Followes Prynne, das unter dem Namen: „The desire of all nations" die Anbetung sowohl der Hirten als der Könige in sich vereint (Abb. 110). Auch hier kehren allerdings die alten Motive wieder. Inmitten des Bildes, in freier, offener Landschaft, nur vor einem ganz primitiv aus Stämmen junger Bäume und aus Stroh hergerichteten Schutzdach sitzt beim dämmern-



Abb. 50. Studie für eine Anbetung der Könige von Sandro Botticelli. In den Uffizien zu Florenz.



Abb. 51. Anbetung des Christkindes von Luca Signorelli. In der Nationalgalerie zu London. (Nach einem Kohledruck von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

den Morgen Maria mit dem Kinde, das wie auf manchen italienischen Bildern das Fingerchen im Munde hat. Ihre großen Augen sind unverwandt in die Weite nach vorn gerichtet, während ihre Rechte das Tuch von dem Oberkörper des Kindes entfernt. Neben ihr steht Joseph im Dunkel mit der Laterne. Rechts sind die Hirten mit ihren Gaben und Opfern: ein eingepflanzter Lilienzweig, ein Lamm, ein Körbchen mit Früchten, ein Krug; links nahen die Könige mit ihren Gaben. Im Hintergrunde weiden Ochs und Esel auf der Wiese; drei Engel erscheinen über den Hirten im Himmel. Das alles sind Züge, die wir bereits aus den früheren Darstellungen vielfach kennen. Eigenartig ist die Darstellung des Sternes, der die Weisen geführt hat. Er ruht als leuchtender Schein in der Hand eines Engels, der über den Königen schwebt, — eine ätherische Erscheinung aus der oberen Welt, durch deren Gestalt auch der Hintergrund der Landschaft noch sichtbar bleibt.

In neuerer Zeit ist in der Kunst das Streben erwacht, die heilige Geschichte von der herkömmlichen typischen Darstellungsweise zu lösen und sie in unsere Zeit zu übertragen, um sie in lebensvoller verständlicher Sprache zu der Gegenwart reden zu lassen. Wenn bei Rembrandt und Dürer die Gestalten der Zeitgenossen in den Persönlichkeiten des Bildes erschienen, so daß das Volk unmittelbar die heilige Geschichte in der Gegenwart durchleben konnte, so wird jeder nur mit Freuden die volle Berechtigung solchen Strebens auch in unseren Tagen empfinden. Allerdings liegen hier auch Gefahren. Auf dem deutschen und holländischen Boden waren diese Darstellungen in naiver Weise unmittelbar aus der Tiefe der Empfindung heraus erwachsen. Je weniger solche Bilder den Stempel der Reflexion tragen, je mehr sie der unmittelbare Ausdruck künstlerischer Offenbarung sind, je mehr die Meister von der inneren Bedeutung des Gegenstandes durchdrungen sind, den sie in der heiligen Geschichte darstellen, um so mehr werden die Bilder volkstümlich werden und den Weg zum Herzen des Volkes finden. Hier ist aber auch schon manches Schöne uns gegeben worden.

Knaus' „Heilige Familie" zeigt uns in lieblichem Realismus Mutter und Kind

umschwebt von den kleinen, nackten, pausbäckigen Engeln, zu denen Joseph, der den Esel führt, verwundert emporschaut (Abb. 111).

Ein Bild von Gebhardts, der nach der genannten Richtung besonders bahnbrechend gewirkt hat, ist uns für die Weihnachtsgeschichte nicht bekannt, so sehr gerade dieser Gegenstand dem Meister nach seiner Eigenart sich nahegelegt hätte.

Ganz besonders aber hat Fritz von Uhde die Weihnachtsgeschichte nach den verschiedensten Richtungen zur Darstellung gebracht. Seine „Heilige Nacht" in Dresden, ein Triptychon (Abb. 112) führt uns in dem Mittelbild in eine ärmliche Bodenkammer, in der auf dürftigem Lager eine arme Frau unseres Volkes sitzt, durch einen braunen Mantel notdürftig bedeckt, mit gefalteten Händen über ihr Kind sich beugend, während im Hintergrund, wie auf den altchristlichen Bildern, Joseph trübsinnig auf der Treppe sitzt. Auf dem einen Seitenflügel kommen die Gestalten der Nachbarn herbei, auf dem anderen jubiliert eine Schar Engelchen in der Bodenkammer, überaus naiv empfundene Kindergestalten, nicht die pausbäckigen Putten der früheren Bilder, sondern die Kinder aus der deutschen Dorfschule. Der Maria ist der zart angedeutete Heiligenschein gegeben.

Zwei andere Bilder v. Uhdes führen uns den schweren Gang vor, auf dem das heilige Paar in schneebedeckter, kalter Winter-



Abb. 52. Die Anbetung der heiligen drei Könige von Andrea Mantegna.
Mittelbild des Altares in den Uffizien zu Florenz.

nacht Herberge sucht. Auf dem einen Bild: „Es ist nicht weit zur Herberge“ oder „Schwerer Gang“ benannt, das sich in der neuen Pinakothek in München befindet, sieht man, wie ein Mann sein erschöpftes Weib liebevoll stützt und es durch den hohen Schnee zum Haus, das im Hintergrund erscheint, führt. Auf dem anderen ähnlichen Bilde, das den Namen „Der heilige Abend“ trägt (Abb. 113), sehen wir in der Winterlandschaft eine dürftig gekleidete junge Frau mit einem Bündelchen erschöpft an einen niedrigen Stangenzaun gelehnt. Sie blickt dem Manne nach, der querfeldein durch tiefen Schnee sich den Weg zu einem kleinen Haus bahnt, in dem er Herberge zu finden hofft. So ergreifend das Bild, besonders durch die rührende Gestalt des jungen Weibes wirkt, so würde man doch kaum an das heilige Paar der Christnacht denken, wenn man nicht durch den zarten Heiligenschein, der ihr Haupt umgibt, daran erinnert würde. Jedenfalls liegt eine wunderbar ernste Stimmung über dem Bilde. Wenigstens zweimal hat v. Uhde auch die heiligen drei Könige dargestellt, aber wie ganz anders als z. B. Pfannschmidt! In dem einen Bild (Abb. 114) treten die drei schlichten Gestalten mit ihren Gaben in ein dürftiges Zimmer. Der Künstler hat die drei Lebensalter (Greis, Mann, Jüngling) nach den früheren Darstellungen beibehalten. Am Fenster, durch das ein Sonnenstrahl bricht, sitzt die blasse, dürftige Mutter in aufgelöstem Haar mit dem zarten, bekleideten Kinde auf dem Schoß. Mutter und Kind gehören unserem Volke an. Im Hintergrund steht Joseph am Herde, durch den Sonnenstrahl den Blicken des Beschauers fast entzogen, und bereitet jedenfalls das Essen. Auch hier wirkt das Bild durch die Eigenartigkeit der ganzen Szenerie, die uns zugleich in das alltägliche Leben führt. Noch schöner ist aber ein anderes Bild v. Uhdes, das leider niemals eine Vervielfältigung gefunden hat, und das dem Verfasser nur noch in der Erinnerung vorschwebt. In einer weiten deutschen Hügellandschaft kommen die drei Reiter bei der



Abb. 53. Anbetung der Hirten von Domenico Ghirlandajo. In der Accademia zu Florenz.



Abb. 54. Anbetung der Könige. Gemälde von Domenico Ghirlandajo.
In der Kirche der Innocenti in Florenz.

Nacht, die durch das erste Morgengrauen sich lichtet, aus dem Walde. Da erblicken sie in weiter Ferne eine einsame, kleine Hütte, aus der ein Lichtschimmer dringt und über der ein Stern steht. Die Stimmung, die über diesem Bilde liegt, ist ganz besonders reizvoll.

Z. von Suchodolski malt die heilige Familie allein in einer ganz dürftigen Bodenkammer. Maria liegt auf einem gar nicht zum Lager bestimmten schweren Holzgestell neben dem Kinde, das in einer wirklichen Krippe gebettet ist. Joseph, der zu Füßen der Maria auf dem harten Lager gelegen hat, schaut halb liegend und mit dem Oberkörper aufgerichtet, auf die Arme gestützt, sorgen- und liebevoll auf die Mutter (Abb. 115).

Firle führt uns in seinem Triptychon in die schlichte Stube, in der die Bewohner des Dorfes vor dem Christkind anbeten (Abb. 116). Auf dem linken Flügel weist ein Engel andere staunende Dorfbewohner durch die geöffnete Thüre in die Stube, während auf dem rechten Flügel zwei Engel von außen durch das Fenster in den Innenraum des



Abb. 55. Geburt Christi. Gemälde von Giovanni Spagna. In der Vatikanischen Galerie zu Rom.

Julius Exter hat 1890 ein Triptychon „Weihnacht“ gemalt. Im Mittelbild blicken wir am Winterabend wie von einer Höhe auf ein im tiefen Schnee liegendes Dorf herab. Im Freien ist kein Mensch sichtbar, aber die Fenster der zerstreut liegenden Häuser erglänzen hell. Es ist Weihnachtsabend, denn bei dem vordersten Hause sieht man deutlich in der Stube den Christbaum und ein jubelndes Kind mit der Mutter. Auf dem rechten Seitenflügel erblicken wir einen Mann aus dem Arbeiterstande, der an der offenen Thür eines unscheinbaren Gebäudes scharf in das Dunkel der Nacht hinausschaut, indem er die Hand über die Augen legt. In dem Innenraum sitzt, von dem darin brennenden, aber für uns nicht sichtbaren Licht erleuchtet, eine Mutter mit dem Kind auf dem Schoß, das aber nicht ein neugeborenes ist. Auf dem Fußboden des Raumes liegt Stroh. An dem kleinen allein sichtbarem Stück Nachthimmel glänzt ein Stern. Auf dem linken Flügel kommen vier ernste Männergestalten, die den verschiedensten Lebensaltern angehören, geschritten (Abb. 118).

Auch Ludwig Dettmann hat zwei Bilder der Geburt Christi gemalt. Das eine befindet sich in der Galerie Pallavicini in Wien und erregte bei seiner ersten Ausstellung in Wien viel Aufsehen und Widerspruch. Auf dem Mittelbild des Triptychons steht im Hintergrund die Stätte der Geburt, die von Engeln umlagert wird. Vorn tritt ein Engel aus Mittelbildes lugen. Das Motiv des letzteren hat er schon einmal in dem Mittelbild des Triptychon, „Der Glaube“, das im Leipziger städtischen Museum sich befindet, in ähnlicher Weise ausgeführt.

Der Brüsseler Maler Juliaan Devriendt gibt uns ebenfalls eine Anbetung. Vor der Hütte, neben der zwei musizierende Engel weilen, sitzt Maria mit dem Kinde in einem blumigen, umfriedeten Garten. Vor ihr erscheinen im Zuge Männer und Frauen aus den verschiedensten Berufen, auch singende Kinder, während über den Zaun eine Menschenschar auf das Bild im Garten schaut (Abb. 117).

dem Lichtschein in die Dämmerung und verkündet Landleuten und Bürgern unserer Zeit die frohe Botschaft. Die beiden Seitenflügel stellen das verlorene Paradies und den Gekreuzigten (die Erlösung) dar. Das andere Bild, das der neu gegründeten Galerie moderner Bilder in Venedig gehört, führt in ein Fischerdorf der Ostsee als Ort der Geburt.

Auch in Kinder- und Volksbüchern hat man die Weihnachtsgeschichte in die Gegenwart zu versetzen gesucht. In ihrem Werk: „Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn“ haben die Gebrüder Steinhausen sowohl im Lied, wie auch im Bild die Weihnachtsgeschichte in zwanzig Darstellungen gegeben und den naiven Volkston gut getroffen. Das Buch heimelt uns an wie die deutschen Weihnachtsspiele der früheren Zeit in ihrer Natürlichkeit und Naivetät (Abb. 119, 120).

Auch in Paul Mohns „Christkind“ bieten sich uns echt kindliche und deutschvolkstümliche Bilder in sinniger Auffassung und Darstellung (Abb. 121).

So finden wir eine reiche Entfaltung auf dem Gebiete der neuen Kunst und ein redliches Streben, auch die Gegenstände der heiligen Geschichte in die Erscheinungsformen unserer Tage und in das Empfinden des gegenwärtigen Geschlechts zu übertragen. Manches wird auch geschaffen, was uns reflektiert, gekünstelt, ja verzerrt erscheint. Insonderheit bleibt es noch eine bedeutsame Aufgabe der modernen Kunst, das individuelle Kunstwerk so mit dem Glaubensleben der Gemeinde zu vermählen, daß auch für die gottesdienstlichen Räume die rechten Bilder geschaffen werden, die nicht nur die alten Typen vergangener Zeiten erneuern.

III.

Die Weihnachtskrippe.

Die Aufstellung der Weihnachtskrippen in den Kirchen beim Weihnachtsgottesdienst ist eine uralte Sitte. Derselbe Papst Liberius, der, wie wir oben (S. 7 ff.) sahen, im Jahre 354 wahrscheinlich zum ersten-



Abb. 56. Anbetung des Kindes. Gemälde von Pinturicchio. In der Pinakothek zu Perugia.

male in Rom das Weihnachtsfest eingeführt hat, erbaute um das Jahr 360 eine Kirche auf dem Esquilin in Rom, die eine ganz besondere Bedeutung für die Feier des Weihnachtsfestes erhielt. Papst Sixtus III. (432—439) hat diese Basilika des Liberius völlig erneuert und der Jungfrau Maria geweiht. Sie wurde insonderheit die Stätte, an der der Papst den Weihnachtsgottesdienst hielt. Sie bewahrte auch die angeblichen Bretter der ursprünglichen Krippe oder Wiege als Reliquien in einer silbernen Truhe und erhielt den Namen: „Kirche der Maria zur Krippe" („ad praesepe"). Später erhielt sie noch den Namen Sta. Maria major und ist auch heute bekannt als Sta. Maria maggiore. Schon früh war am rechten Seitenschiff eine Kapelle für die heilige Krippe angebaut. Aber die Krippe, an der der Papst das Hochamt feierte, war nicht diese Reliquientruhe selbst, sondern war eine aufgebaute Krippe, jedenfalls in der Weise, wie wir sie auf den alten Bildern aus Backsteinen wie ein Herd aufgerichtet sehen (z. B. Abb. 25). Sie diente zum Altartisch, auf den wohl die Reliquientruhe gestellt ward. Die gewandelte, auf den Altar gelegte Hostie galt dann als das Christkind, das in der Krippe ruhte. Bald finden wir, daß dieser einfache Krippenaltar entfernt und durch einen reich mit Silber und anderem Schmuck ausgestatteten ersetzt wird. Schon in einer in Rom gehaltenen Weihnachtspredigt aus dem fünften Jahrhundert heißt es: „O, wenn es mir vergönnt wäre, jene Krippe zu sehen, in der der Herr gelegen hat! Jetzt haben wir Christen, als ob wir ihn ehrten, die aus Lehm [„luteum", damit sind die Backsteine gemeint] gefertigte Krippe entfernt und eine silberne hingestellt. Aber mir ist die weggenommene wertvoller. Silber und Gold ist Sache des Heidentums. Christlicher Glaube will eine schlichte Krippe." Diese Krippe wurde auch mit Figuren aus der heiligen Geburtsgeschichte umgeben.



Abb. 57. Die Anbetung der Hirten. Gemälde von Pinturicchio. In Santa Maria Maggiore. Spello.



Abb. 58. Anbetung der Könige. Gemälde von Bernardino Luini in der Wallfahrtskirche zu Savona.

Gregor III. (731—741) stellte in der Krippenkapelle ein Standbild der Maria mit dem Kinde auf, und als Gregor IV. (827—843) nach dem Vorbild dieser Kapelle eine eben solche in Trastevere baute, wurde daselbst die Krippe mit Figuren umgeben, die reichen Schmuck erhielten. Die Jungfrau trug eine Krone mit fünf Perlenreihen. Auch werden fünf Halsketten genannt, die jedenfalls anderen Figuren gehören. In einer Weihnachtspredigt, die wohl aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts stammt, schließt der Prediger, indem er von der Schilderung mit Worten absieht und zweifellos auf eine Darstellung der Geburtsgeschichte in der Kirche hinweist: „Aber warum soll ich es sagen und wozu aussprechen? Mein Auge ruht ja auf dem

Zimmermann und der Krippe, dem Knäblein und der jungfräulichen Mutter!" Und bald darauf: „Den Knaben schau' ich, wie er in Windeln gewickelt ist und in der Krippe liegt. Maria, die Jungfrau zugleich und Mutter, steht dienend dabei nebst Joseph."

Solche Krippen in den Kirchen werden uns auch weiterhin durch das Mittelalter hindurch bezeugt. In der Kirche zu Rouen war in alter Zeit hinter dem Altar die Krippe mit dem Kinde und der Figur der Maria aufgerichtet. Im zwölften Jahrhundert ruft der Abt Guerricus in einer Weihnachtspredigt im Hinweis auf die ausgestellte Krippe: „Brüder, auch ihr, auch wir haben heute das Kind gefunden in Windeln gewickelt und in der Krippe des Altars liegend." Franziskus von Assisi († 1226) hat vor allem die Aufstellung der Krippe volkstümlich gemacht. Er beschloß durch diese Darstellung den Glauben des Volkes zu stärken und errichtete zunächst in dem Walde von Greccio am heiligen Weihnachtsabend eine völlige Krippe, zu der Heu gebracht und Ochs und Esel geführt wurden. Das Volk strömte von allen Seiten herbei. Franziskus selbst hielt unter tiefer Bewegung Gottesdienst und predigte von dem „Knaben zu Bethlehem". Es wird behauptet, man habe während dieser Handlung ein wundervolles lebendiges Kind in der Krippe liegen gesehen, das Franziskus mit beiden Armen zu umschlingen und aus dem Schlaf zu wecken suchte. Diese Legende bezeugt nur den lebhaften Eindruck, den das Volk von der Feier empfing. Mit Unrecht hat man Franziskus als den Urheber der Krippenfeier in den Kirchen angesehen. Er hat nur viel zu ihrer Verbreitung beigetragen. Noch heute wird von den Franziskanern die Aufstellung der Krippe besonders gepflegt. Aber auch von den Dominikanern wird berichtet, daß sie im Jahre 1336 in der Kirche zu St. Eustorgio in Mailand eine Krippe aufbauten,



Abb. 59. Geburt Christi. Gemälde von Perugino. In der Pinakothek Vanucci in Perugia.



Abb. 60. Anbetung der Könige.
Gemälde von Raffael in der Predella der Grablegung (1508) der Vatikanischen Galerie.

an der auch die Marienfigur nebst Ochs und Esel sich befand. Ähnliches wird uns von Parma aus dem Jahre 1414 erzählt. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts berichtet man uns von der Anbetung des heiligen Kindes in der Krypte des Domes zu Modena. Noch ist eine im Jahre 1478 geschnitzte italienische Krippe vorhanden. Solche Krippen bleiben aber auch über das Mittelalter hinaus in den Kirchen gebräuchlich. Aus der Geschichte der Michaeliskirche in München erfahren wir, daß im Jahre 1607 eine Krippe dort aufgestellt war, vor der an den Abenden während der Weihnachtszeit musikalische Litaneien aufgeführt wurden. Zuerst war die heilige Nacht dargestellt, bei der außer dem heiligen Paar nur die Engel zugegen sind. Sodann folgten die Anbetung der Hirten, die Beschneidung Christi am 1. Januar, die Anbetung der Könige am 6. Januar, der bethlehemitische Kindermord und endlich die Flucht nach Ägypten. Diese Krippe wird noch jetzt, nachdem sie im Jahre 1866 vollständig erneuert worden ist, in der Kreuzkapelle der genannten Kirche aufgestellt.

Nachdem schon im Jahre 1787 in Mainz die Aufstellung von Krippen in Kirchen untersagt worden war, wurde im Jahre 1803 ein solches Verbot auch für Franken von der Regierung erlassen. Charakteristisch für jene Zeit ist die Begründung, „weil die Einwohner der fränkischen Provinzen seit geraumer Zeit so weit in der religiösen Aufklärung fortgeschritten und die Unterrichtsanstalten schon lange dahin gediehen sind, daß es solcher Vehikel zur religiösen Aufklärung und Belehrung nicht mehr bedarf“. Doch ließ das Volk die ihm liebgewordenen Krippen in den Kirchen sich nicht nehmen. Noch heute finden sich solche z. B. in bayerischen Pfarrkirchen.

Aus den evangelischen Kirchen verschwanden sie meist. Doch war es in Sachsen, z. B. in Zwickau und Kirchberg, noch im achtzehnten Jahrhundert Sitte, in der Christmette ein aus Holz geschnitztes Kind, dem ein weißes Kleid angezogen wurde, in der Kirche auszustellen, das „Bornkindel“ genannt wurde, eine Dialektform für das „geborene Kindlein“.

Vornehmlich aber bemächtigte sich das Volk selbst dieser Krippendarstellungen und übertrug sie in die außerkirchliche und häusliche Weihnachtsfeier. Es ist ein überaus anziehendes Gebiet, das dem Volksleben und der Kunst, wie dem Kunstgewerbe angehört, das sich damit aufthut. Ganz besonders hat gerade auf italienischem, zumal auf sizilianischem Boden sich ein Kunstzweig entfaltet, der wohl aus dem Keime, den Franziskus gelegt hat, erwachsen ist und ganz eigenartige, köstliche Blüten getrieben

hat. Erst in den letzten Jahrzehnten hat er eine eingehende Würdigung gefunden. Ein Münchener Bürger, Herr Kommerzienrat Max Schmederer, hat zunächst in seiner Heimatstadt, wo noch heute in besonderer Weise vor der Weihnachtszeit „der Krippelmarkt“ auf der Sonnenstraße sich aufthut, die Krippen früherer Zeiten gesammelt, hat aber vor allem auch in Tirol und auf italienischem und wieder zumal auf sizilianischem Boden erworben, was zu erwerben war — wie vieles aus früheren Zeiten ist leider verloren gegangen — und hat diese reiche Sammlung dem Bayrischen Nationalmuseum in München großmütig geschenkt und unter eigener Leitung dort aufstellen lassen. Neuerdings hat er diese Schenkung noch erweitert, so daß nach völliger Fertigstellung der Räume die Krippensammlung allein tausend Quadratmeter umfassen wird — eine Sammlung ganz einziger Art, die jeder Besucher des Museums mit wahrem Entzücken durchwandern wird. Sie enthält eine Fülle von einzelnen Figuren aus den verschiedenen Epochen, aber auch vollständig aufgebaute Krippen.

Die Tiroler Krippenfiguren sind vielfach Klosterarbeiten von Nonnen. Allerdings tritt uns hier zuweilen eine Geschmacksauffassung entgegen, die uns nicht anmutet. Je weltflüchtiger in ihrer einförmigen Nonnentracht die Insassinnen leben, um so mehr erscheint ihnen die himmlische Herrlichkeit in prunkenden Prachtgewändern und reichem Ausputz. Wir können an einem Engel (Abb. 124) sehen, wie sich die Nonnen im Kloster der Ursulinerinnen in Innsbruck in naiv kindlicher Weise die himmlischen Heerscharen vorstellten: mit Puderperücken und einem mächtigen mit Edelsteinen geschmückten Federhut, schweren goldenen Flügeln, einem aufs reichste mit goldenen Arabesken bestickten Sammetkleid. Dagegen sind die Figuren, die der Erde angehören: die Hofherren und Soldaten bei dem Königszug, besonders auch die Hirten viel realistischer gestaltet. Unter den Figuren haben manche sogar den landesüblichen Kropf. Diese Figuren sind wahrscheinlich, nach ihrer Tracht zu urteilen, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Eine liebliche Tiroler Krippe hat auch in voller Gruppierung eine Aufstellung gefunden (Abb. 122). Ein anderer, eigenartiger Krippenschauplatz erscheint in der großen Stadt,



Abb. 61. Anbetung der Hirten.
Entworfen von Raffael, gemalt von Perino del Vaga. In den Loggien des Vatikans.



Die Geburt Christi, gen. die Nacht. Gemälde von Correggio. In der Galerie zu Dresden.
(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein Gerbermeister Moser in Bozen aufgebaut hat (Abb. 123). Er hat ein prächtiges Architekturbild entworfen, das den Flächenraum eines mittelgroßen Zimmers einnimmt. In der Mitte erhebt sich ein reiches gotisches Rathaus mit Turm, rechts steht eine große Kirche, ein Renaissance-Kuppelbau. Andere Prachtbauten schließen sich an. Was hat das alles mit der Krippe zu Bethlehem zu thun? Erinnern wir uns, daß auch die Maler der verschiedensten Länder stets in den halb der großen Freitreppe in der Vorhalle des Doms aufgebaut, während auf dem großen freien Platz das bunte Volksleben und die Aufzüge, zu denen die Figuren vorhanden sind, sich entfalteten. Übrigens sind darunter insonderheit die für die Darstellung Jesu im Tempel (Luc. 2, 22ff.) nötigen Gestalten, für die der Kirchenraum wohl zunächst bestimmt ist.

Ganz besonders schön sind auch die Münchener Krippen, in denen die künstlerische Gestaltung mehr zur Geltung kommt. Namentlich sind hier die vollendet geschnitzten



Abb. 62. Anbetung der Hirten. Gemälde von Palma Vecchio. In der Ermitage zu St. Petersburg.

Weihnachtsbildern, wie ein Blick in die in dieser Schrift enthaltenen sogleich uns zeigt, im Hintergrunde so gern eine prachtvolle Stadt der Gegenwart aufbauen, während im Vordergrund die Geburtsgeschichte oder die Anbetung der Könige zur Darstellung kommt. So geschieht es auch bei dieser plastischen Krippendarstellung. Die in Holz geschnitzten Figuren derselben befinden sich in einem besonderen Schranke der Sammlung. Sie sind in verschiedener Größe wegen der perspektivischen Wirkung auf diesem großen Flächenraum. Wahrscheinlich wurde die eigentliche Krippe ober- Tiergruppen für das Feld von Bethlehem von großer Schönheit (Abb. 125). Die reizend geschnitzten Engelchen (Abb. 126), mit denen ein paar Schränke allein angefüllt sind, gehören zu diesen Krippen. Aus Münchener Figuren sind vier Krippen in der Sammlung zusammengestellt. Hervorragend schön ist eine „Heilige Nacht“ (Abb. 127), in deren Raum ein magisch wirkendes Seitenlicht fällt. An die rechte Seite des Stalls schließt sich eine blaudunkle Nachtlandschaft mit der Verkündigung des Engels an die Hirten auf dem Felde. Auch eine Münchener Anbetung der Hirten ist aufgestellt (Abb. 128).



Abb. 63. Die Anbetung der Hirten. Gemälde von Tintoretto.
In der Scuola di San Rocco zu Venedig.

Ebenso finden wir eine Münchener Anbetung der Könige, deren landschaftliches Bild auch noch die Flucht nach Ägypten und die heilige Familie in Nazareth einschließt.

Der berühmteste Krippenschnitzer Münchens war Nicklas, der um das Jahr 1800 gelebt hat und besonders treffliche Tiergestalten schnitzte. Schöne Stücke stammen auch von Ludwig († um 1830), der z. B. drei charakteristische Hirtengestalten geschnitzt hat, sowie von Reiner († 1845) und Habenschaden († 1865) her. Einer der fruchtbarsten Schnitzer war Andreas Barsam († 1869), der Stiefsohn Reiners.

Von hervorragendem Werte sind die italienischen (neapolitanischen) und sizilianischen Krippen. Sie zeichnen sich durch die Modellierung und Bekleidung der menschlichen Figuren aus, die voll-

ständig im Kostüm der Zeit Typen aus dem jeweiligen Volksleben darstellen und darum auch für die Kulturgeschichte der betreffenden Zeit von hohem Interesse sind. Die neapolitanischen Figuren sind verstellbare Gliederpuppen mit wirklichen, bis ins einzelste fein gearbeiteten Gewändern. Die Köpfe sind aus emaillierter Terrakotta mit Glasaugen, die Hände und Füße aus Holz geschnitzt (Abb. 129). Die sizilianischen Figuren dagegen sind aus Holz geschnitzt mit feinen Stoffgewändern, die aber steif gemacht sind (Abb. 130, 131). Die sizilianischen Figuren werden darum einfach aufgestellt, wie der Künstler sie gestaltet wieder erreicht worden ist. Die Gewänder mit ihren Stickereien, Knöpfchen &c. sind in vollendeter Sauberkeit auch bei den kleinen Figuren ausgeführt. Der Schmuck ist gewöhnlich aus echten Steinen. Die Muster der Stoffe sind oft so klein, daß sie jedenfalls besonders für solche Zwecke gewebt sind, weil man sonst keine Verwendung für sie sich denken kann. Alle Gewerbe haben für diese Krippe gearbeitet: Goldschmiede für die Gaben der Könige, Waffenschmiede, Instrumentenmacher, Glasbläser, Korbflechter, Töpfer, Weber &c. Auf dem Markt, dessen buntes Getriebe sich oft in diesen Krippen entfaltet, fehlt nichts, was zum täglichen



Abb. 64. Anbetung der Könige von Paolo Veronese. In der Galerie zu Dresden. (Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

hat, während bei den neapolitanischen Figuren es besonders auf die geschickte Stellung der Drahtgelenke ankommt. Die Köpfe und Hände der Figuren sind von wirklichen Künstlern gebildet, die die Kleinplastik beherrschten. Karl III., König beider Sizilien (1735—1759), hatte eine sächsische Prinzessin geheiratet, die die Vorliebe für das in Meißen gefertigte Porzellan nach dem Süden brachte. In Capo di Monte wurde eine Porzellanfabrik gegründet, und die Künstler dieser Fabrik modellierten auch Krippenfiguren. Besonders war es Giuseppe Sammartino, der die trefflichsten Figuren gestaltete. Von ihm rührt z. B. eine kleine Krippe von besonderer Schönheit der Figuren her (Einschaltbild zw. S. 128 u. 129). Die Emaille in diesen Figuren zeigt eine ganz besonders ausgebildete Technik, die nicht Leben gehört: Gemüse, Obst, Geflügel, Fische, Muscheln, Eier, Fleischstücke, Brote in allerlei Formen, Weinflaschen, alles aus verschiedenartigem Material gebildet. Zwei neapolitanische Krippen geben wir im Bilde. In der ersteren (Abb. 132), einer achteckigen Hauskrippe, von der wir nur die vordere Hälfte wiedergeben können, entfaltet sich in einer schönen Tempelruine ein reiches Volksleben, das sich rund um den Mittelbau gruppiert. Es fehlt auf der anderen uns nicht sichtbaren Seite nicht an dem Tarantellatanz vor der Osteria; auch die Maccaroni, die der Wirt auf dem Teller herzuträgt und die Lerchen am Spieß sind dargestellt. Die andere Krippe, aus dem achtzehnten Jahrhundert stammend, ist allein elf Meter lang und wohl das Hauptstück dieses Teils der Sammlung (Abb. 133). Doch müssen



Abb. 65. Anbetung der Hirten. Gemälde von Diego Velazquez. In der Nationalgalerie zu London.

Sammlung umfaßt sie aber doch noch nicht alle Landschaften, in denen solche Krippen entstanden. Es verlohnt sich, weiter nachzuforschen und so manches aus der Vergangenheit zu retten, was sonst zu Grunde geht. Auch das sächsische Erzgebirge, in dem vor allem die Hauskrippen heimisch sind, birgt noch Krippen aus alter Zeit, wenn sie wohl auch nicht die Schönheit der oben geschilderten erreichen.

wir noch einen prächtigen, lang aufgebauten Zug der heiligen drei Könige besonders erwähnen.

Außer dem genannten Sammartino sind uns noch andere daran beteiligte Künstler mit Namen genannt: Giuseppe Gori, Lorenzo Mosca († 1789), Nicola Vasallo, Nicola Somma, Giuseppe Capiello u. a. Eine ganze Sammlung von kleinen Musikinstrumenten rührt von Vinacci her. Unter den Sizilianern sind besonders Matera (um 1700), von dem die reizende Gruppe der Maria und der Hirten stammt (Abb. 130), und Trapani als Künstler zu nennen.

Bei allem Reichtum der Schmedererschen

In Oberwiesenthal hat sich sogar am 28. Februar 1894 ein „Krippenverein“ unter dem Vorsitz des Herrn Oberförster Timäus und des Ortspfarrers Herrn Böhme gebildet, der „die im Obererzgebirge heimischen ehrwürdigen Weihnachtsgebräuche aufrecht zu erhalten und neu zu beleben“ bestrebt ist. Insonderheit will er auch „mit Rat und That beim Bau von Weihnachtskrippen innerhalb und außerhalb des Vereins Hilfe leisten“ und „durch Ausstellung vorbildlicher Weihnachtskrippen“ die Lust und Liebe dazu fördern. Durch die Güte des Herrn Vorsitzenden dieses Vereins sind wir in der Lage, das Bild der großen dreißig Quadratmeter umfassenden Weihnachtskrippe des Vereins zu geben, die neuerdings hergestellt ist, jedes Jahr während der Advents- und Weihnachtszeit aufgestellt und von Hunderten, ja Tausenden besichtigt wird. Auf Grund von Photographien und unter Beirat des bekannten Direktors Schneller im syrischen Waisenhaus zu Jerusalem hat Herr Dekora-

tionsmaler Karl Hertelt in Oberwiesenthal die Landschaft entworfen und ausgeführt. Derselbe Herr hat auch Figuren (zehn bis fünfzehn Centimeter hoch) aus Lindenholz trefflich geschnitzt, während die Schafe von Herrn Borges in Oberwiesenthal herrühren (Einschaltbild zw. S. 136 u. 137). Übrigens befinden sich eine Anzahl ähnlicher kleinerer Krippen daselbst in Privatbesitz.

Meistens wird die Krippe ja auch heute, wenn auch in einfacherer und nicht künstlerischer Gestaltung, mit Figuren, die im Handel vervielfältigt sind, zum Schmucke der Weihnachtsfeier im häuslichen Kreis unter dem Christbaum aufgestellt, sei es in plastischer Darstellung, sei es im Transparentbild. Wo Kinder sind, da hat sie vor allem ihre Stelle. Goethe sagt treffend:

Nennet mir bei Zeiten gleich den schönsten Tag. —
Meinst du den, wo's Krippchen frömmlich bunt geschmückt,
Den, wo sich am Püppchen Püppchen hoch entzückt?

Aus dem Munde der glückseligen Kinder, die die Geburtsgeschichte leibhaftig vor sich sehen, erklingt es beim Anblick des Christkinds in der Krippe:

Da liegt es, ihr Kinder, auf Heu und auf Stroh,
Maria und Joseph betrachten es froh,
Die redlichen Hirten knien betend davor,
Hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor.

IV.

Weihnachtslieder.

Von der Poesie ist das Weihnachtsfest reich umwoben worden. Allerdings hat es diesen Schmuck nur allmählich erhalten. Die alte Kirche hatte in dem reichen Schatze ihrer lateinischen Hymnen doch nur wenige, die das Weihnachtsfest verherrlichen. Aber der Vater der lateinischen Hymnendichtung, Ambrosius, singt doch auch schon von Christi Geburt in seinem Hymnus:



Abb. 66. Die Anbetung der Hirten. Gemälde von Murillo. Im Museum des Prado zu Madrid. (Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)



Abb. 67. Geburt Christi und Anbetung der Könige (die beiden mittleren Bilder). Französische Kunst Erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Im Vatikan zu Rom.

Veni redemptor gentium,

der in dem Lied Luthers:

Nun komm, der Heiden Heiland

und in dem evangelischen Adventslied:

Komm, Heidenheiland, Lösegeld

von Johann Franck († 1677) deutsche Bearbeitungen gefunden hat. Auch der christliche Dichter Aurelius Prudentius hat im vierten Jahrhundert die Geburt Christi besungen und hat auch bereits die Tiere angeführt, die den Himmelskönig erkannten. Auch den Hymnus des Coelius Sedulius:

A solis ortus cardine

aus dem fünften Jahrhundert müssen wir anführen. Die römische Kirche läßt ihn in der Frühmette des Weihnachtsfestes singen, Luther hat ihn in dem Liede:

Christum wir sollen loben schon (schön)
Der reinen Magd Marien Sohn

in freier Weise ins Deutsche übertragen.

Volkstümlicher sind die späteren lateinischen Weihnachtslieder unbekannter Verfasser, die auch vielfach in deutschen Übersetzungen und Bearbeitungen Eigentum des Volkes, auch des protestantischen Volkes, geworden sind. Nur wenige seien kurz genannt. Das Lied:

Dies est laetitiae

wurde in der Bearbeitung: „Der Tag der ist so freudenreich" viel gesungen. Dasselbe gilt von dem Liede:

Puer natus in Bethlehem
Ein Kind geboren in Bethlehem,

in dem auch die Strophe vorkommt:

Das Öchslein und das Eselein
Erkannten Gott den Herren sein.

Auch das Lied:

Resonet in laudibus

erscheint in vielen Übersetzungen, wird aber auch als lateinischer Kirchengesang im sechzehnten Jahrhundert in den evangelischen Kirchen vielfach verwendet. Ganz besonders bekannt ist das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende lateinische Lied:



Abb. 68. Geburt Christi. Französische Kunst. Zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Im Vatikan zu Rom.

Quem pastores laudavere,'

das durch den Kapellmeister Michael Prätorius (1666) mit seiner Übersetzung:

Den die Hirten lobten sehre

in den gottesdienstlichen Gebrauch der evangelischen Kirche eingeführt wurde und zwar dergestalt, daß verschiedene Knabenchöre abwechselnd den lateinischen und den deutschen Text sangen. In dieser Form ist noch heute dieser Gesang, den der Volksmund nach seinem Anfang „Quempas“ genannt hat, in manchen protestantischen Gegenden bei der Christmette am Weihnachtsmorgen in Gebrauch und wird wohl auch von dem Turm am Weihnachtsabend von den Knabenchören gesungen (Abb. 134).

Reicher ist der Gewinn auf dem Boden der originalen deutschen Dichtung. Am Eingang der deutschen Litteratur stehen ja die beiden ältesten Dichtungen, der Heliand (Heiland, etwa 830) und Ottfried von Weißenburgs Krist, beide eine Wiedergabe der evangelischen Geschichte zum erstenmale in deutscher Sprache. „Warum sollte es den Franken, die in anderen Dingen von Griechen und Römern nicht übertroffen werden und so viele Völker besiegt haben, allein versagt sein, in ihrer eigenen Zunge Gott Lob zu sagen?“ Mit diesen Worten rechtfertigt Ottfried sein Unternehmen und sagt am Schluß: „Nun freuen sich alle, die wohl gesinnt und fränkischem Volk im Herzen hold sind, daß wir Christo gesungen haben in unseren Zungen, daß wir's erlebt haben, fränkisch ihn zu loben.“ In beiden Dichtungen nimmt natürlich die Geburtsgeschichte Christi eine wichtige Stelle ein.



Abb. 69. Geburt Christi und Anbetung der Könige. Flügel eines gotischen Altars. Französische Kunst des 14. Jahrhunderts.

Als älteste eigentliche Weihnachtslieder sind zwei zu nennen, die dem elften und zwölften Jahrhundert angehören.

In der Christnacht versammelten sich die Schöffen von Aachen in der Gerichtsstube und gingen dann in die Münsterkirche zum Gottesdienst. Nach dem Evangelium stimmte der Schöffenmeister folgendes alte Lied an, das vom Chor sodann fortgesungen wurde:

Nun sei uns willkommen, Herre Christ,
Du unser aller Herre bist,
Nun sei uns willkommen, lieber Herre,
Der du in den Kirchen stehest schöne.
Kyrieleison.
Nun ist Gott geboren, unser aller Trost,
Der die höll'schen Pforten mit seinem Kreuz aufstößt.
Die Mutter ist geheißen Maria,
Wie in allen Christenbüchern geschrieben steht.
Kyrieleison.

Das zweite kurz angedeutete Weihnachtslied aus dem zwölften Jahrhundert beginnt mit den Worten:

Er ist gewaltig und stark,
Der zu Weihnachten geboren ward:

Das ist der heilige Christ,
Ja lobt ihn alles, das dir ist u. s. w.

und schließt mit den Worten:

Ich habe gedienet lange
Leider einem Manne,
Der in der Hölle umgaht,
Der prüfet meine Missethat,
Sein Lohn, der ist böse.

Neuerdings hat Robert Volkmann das Lied trefflich für gemischten Chor komponiert.

Zunächst aber werden die Weihnachtslieder zurückgedrängt durch den Mariendienst. Wohl wird auch mannigfach von der Geburt Christi in den Liedern gesprochen, aber doch nur, weil sie vor allem zur Verherrlichung der jungfräulichen Mutter dient. Da singt Heinrich von Hardegge im dreizehnten Jahrhundert am Weihnachtstag:

Heut ist der seligreiche (soelderiche) Tag,
Daß Jesus ward geboren
Von einer Magd, die er aus all der Welt hat erkoren
Zur Mutter durch ihre Tugend so groß,
Daß sie mit Lobe niemand kann voll messen,

Und nun folgt ein überschwengliches Lob der Maria. Es schließt mit den Worten:

Daß ihre Gewalt von uns nehme die Sorgen gar.



Abb. 70. Geburt Christi. Relief auf dem romanischen Taufstein zu Gernrode, aus dem Kloster Alsleben stammend.

Die meisten Lieder jener Zeit sind die Ave Maria-Lieder, die die Verkündigung der Geburt durch den Engel Gabriel (Luc. 1, 28) zum Ausgangspunkt haben. Auch das durch seine wundervolle Melodie allgemein bekannte Lied:

Es ist ein Reis (oder Ros) entsprungen
Von einer Wurzel zart,

das an Jes. 11, 1 anknüpft, ist ursprünglich ein Marienlied, denn der zweite Vers lautet:

Das Reislein (Röslein), das ich meine,
Davon Jesaias sagt,
Ist Maria, die reine,
Die uns das Blümlein hat bracht.

Der schon Seite 63 genannte lutherische Kapellmeister Michael Praetorius hat den zweiten Vers gewandelt:

Das Röslein, das ich meine,
Davon Jesaias sagt,
Hat uns gebracht alleine
Maria, die reine Magd.

Wir übergehen eine Reihe von Weihnachtsliedern und führen nur die an, die volkstümlich geworden sind. Ein solches ist die Weihnachtsleise*):

Gelobet seist du, Jesus Christ,
Daß du Mensch geboren bist,
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Des freuet sich der Engel Schar.
Kyrieleison.

Sie ist viel später als die bekannten Oster- und Pfingstleisen:

Christ ist erstanden von den Martern allen

und:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,

die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen, wohl erst im fünfzehnten Jahrhundert entstanden. Luther hat sie in seinem herrlichen Weihnachtslied erweitert. Besonders beliebt ist aber an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts das Lied:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich
Zum Trost uns armen Leuten;
Wär' uns das Kindlein nicht gebor'n
So wär'n wir allzumal verlor'n,
Das Heil ist unser aller.
Eia, süßer Jesu Christ,
Der du Mensch geboren bist,
Behüt uns vor der Hölle.

Luther und seine Zeitgenossen gedenken dieses Liedes, und in die lutherischen Weihnachtsgottesdienste wurde es vielfach aufgenommen.



Abb. 71. Geburt Christi.
Aus der Weltchronik von Rudolf von Ems ca. 1380.

Besonders hervorzuheben sind aber auch die sogenannten Mischlieder, das heißt Lieder, in denen lateinische und deutsche Sprache wechselten. Eins der vor allem auch durch seine herrliche Melodie bekanntesten ist das schöne:

In dulci jubilo, Nun singet und seid froh,
Alle unsre Wonne liegt in praesepio,
Leucht heller als die Sonne matris in gremio.

Die Reformation brachte dem evangelischen Gottesdienst und damit dem deutschen Volke einen reichen Schatz von Liedern,

*) „Leisen" heißen diejenigen geistlichen Volkslieder, die zuletzt mit dem Refrain „Kyrie eleison" d. h. „Herr, erbarme dich" versehen wurden, dem einzigen Ruf, den das Volk anfänglich während des Gottesdienstes singen durfte, der ihm aber später auch entzogen wurde und den es darum um so mehr bei den geistlichen Volksliedern verwendete.

darunter auch Weihnachtslieder. Nur an einige wenige sei erinnert.

Luthers Übersetzung des lateinischen Hymnus von Sedulius, sowie die Erweiterung der alten Weihnachtsleise:

Gelobet seist du, Jesus Christ ꝛc.

haben wir schon genannt. Auf sein Lied:



Abb. 72. Geburt Christi. Holzschnitzwerk an den Chorstühlen des Magdeburger Domes aus dem 15. Jahrhundert.

Vom Himmel hoch, da komm' ich her ꝛc.

werden wir noch kommen.

Der alte Kantor von Joachimsthal in Böhmen, Nikolaus Hermann († 1561) gibt uns das Weihnachtslied:

Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich,
In seinem höchsten Thron,
Der heut aufschleußt sein Himmelreich
Und schenkt uns seinen Sohn.

Paul Gerhardt († 1676) hat sieben Weihnachtslieder gedichtet, von denen die Lieder:

Wir singen dir Imanuel,
Du Lebensfürst und Gnadenquell,
Du Himmelsblum' und Morgenstern,
Du Jungfrauen Sohn, Herr aller Herrn.
Halleluja!

und sein im wechselnden Rhythmus gedichtetes Lied:

Fröhlich soll mein Herze springen,
Dieser Zeit, da voll Freud
Alle Engel singen, —

besonders aber auch sein so inniges:

Ich steh' an deiner Krippe hier,
O Jesu, du mein Leben

in unsere evangelischen Gesangbücher übergegangen sind.

Fürchtegott Gellert († 1769) widmet dem Weihnachtsfest sein schönstes und kräftigstes Lied:

Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht

Wir dürfen aber auch zweier Männer des neunzehnten Jahrhunderts nicht vergessen, die ebenfalls unsere Gesangbücher mit Weihnachtsliedern geschmückt haben. Max von Schenkendorf († 1817) singt am Weihnachtsmorgen:

Brich an, du schönes Morgenlicht!
Das ist der alte Morgen nicht,
Der täglich wiederkehret.
Es ist ein Leuchten aus der Fern',
Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,
Von dem ich längst gehöret.

Ernst Moritz Arndt († 1860) führt uns am heiligen Weihnachtsabend mit seinem Liede:

Der heilige Christ ist kommen

in die häusliche Christfeier, wenn er uns zuletzt in die Bescherungsstube ruft:

Drum freuet euch und preiset,
Ihr Kindlein, fern und nah!
Der euch den Vater weiset,
Der heil'ge Christ ist da!
Er ruft so freundlich drein
Mit süßen Liebesworten:
Geöffnet sind die Pforten,
Ihr Kinder kommt herein!

Aber bei den Weihnachtsliedern des evangelischen Gottesdienstes dürfen wir nicht ihre Melodien vergessen. Es hat ja jede Festeszeit charakteristische Weisen, die uns sofort durch ihren Klang heimisch anmuten. Die beiden Melodien der Lutherlieder:



Abb. 73. Die Geburt Christi.
Nach der Biblia pauperum. Herausg. von J. B. Berjeau.
Verlag von Joh. Russel Smith, London.

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär

und

Gelobet seist du, Jesus Christ,
Der du Mensch geboren bist

haben schon in ihren Tönen für uns durchaus weihnachtlichen Klang. Zwar sind sie nicht von Luther oder einem anderen Zeitgenossen für diesen Zweck komponiert worden. Die erstgenannte Weise stammt von einem weltlichen Volksliede des Mittelalters, das mit den Worten begann:

Ich komm' aus fernen Landen her
Und bring' euch viel der neuen Mär.

Luther schloß sich im Text an den Anfang dieses Liedes an und behielt auch die volkstümliche Melodie bei. Das ursprüngliche Gedicht ist vergessen, aber die Melodie ist durch Luthers herrliches Lied unlösbar mit Weihnachten verbunden.

Ob die Melodie des zweiten Lutherliedes

Gelobet seist du, Jesus Christ,

die wir zuerst im Choralbuch des Torgauer Kantors Walther, des Freundes Luthers, das 1524 erschienen ist, finden, auch eine ältere Melodie ist, nach der man diesen Vers sang, wissen wir zwar nicht genau, doch ist dies sehr wahrscheinlich. Jeden evangelischen Christen erfüllen diese Töne sofort mit weihnachtlichen Gefühlen. Ein klassischer Zeuge dafür ist Goethe, der am 26. Dezember 1772 aus Wetzlar an Kestner schreibt: „Christtag früh. Es ist noch Nacht, lieber Kestner, ich binn aufgestanden, um bey Licht Morgens wieder zu schreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückruft; ich habe mir Coffee machen lassen den Festtag zu ehren und will euch schreiben biss es Tag ist. Der Türmer hat sein Lied schon geblasen, ich wachte drüber auf. Gelobet seyst du Jesu Christ. Ich habe diese Zeit des Jahres so lieb, die Lieder, die man singt; und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt . . . Der Türmer hat sich wieder zu mir gekehrt, der Nordwind bringt mir seine Melodie, als blies er vor meinem Fenster."

Zu den kirchlichen Gemeindeliedern treten aber auch die geistlichen Volkslieder, die in der Advents- und Weihnachtszeit durch das ganze deutsche Volk erklingen: Das von Johannes Falk in Weimar († 1826) für seine aus dem Elend geretteten Pflegekinder gedichtete:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit



Abb. 74. Die Geburt Christi.
Nach der Biblia pauperum des Pfarrers Laib und Dekan Dr. Schwarz.
Verlag von Leo Wörl in Zürich.

und das auf salzburgschem Boden von dem katholischen Pfarrer Josef Mohr gedichtete und von dem Schullehrer Franz Gruber komponierte Lied:

Stille Nacht, heilige Nacht rc.

Gedenken wir aber zuletzt noch des beliebten Kinderliedes:

Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all
Zur Krippe her kommet, in Bethlehems Stall rc.

und des altböhmischen Liedes:

Kommet, ihr Hirten, ihr Männer und Frauen
Kommet das liebliche Kindlein zu schauen,

welch letzteres nach Text und Melodie Karl Riedel ausgegraben und dem deutschen Volke wiedergeschenkt hat, so führen uns diese Lieder mit ihrer lebendigen Darstellung der Krippe zu Bethlehem noch einmal zurück in das Mittelalter. Wir müssen die eigenartigen Dichtungen betrachten, die zugleich mit einer dramatischen Darstellung der Weihnachtsgeschichte verbunden sind.

V.

Weihnachtsspiele.

Wir hatten oben der plastischen Darstellung der Krippe und der Personen, die sie umgeben, gedacht, die in den Kirchen aufgestellt wurden. Hier setzte die Poesie ein. An die Stelle der plastischen toten Figuren traten im Mittelalter, mit Ausnahme des Christkindes, lebende Personen. Es wurde in der Kirche die Geburtsgeschichte dramatisch dargestellt.

Wir erwähnten die aufgestellte Krippe mit dem Kinde und der Maria in Rouen. Wir erfahren auch näheres über diese Feier bei der Krippe. Vor dem Chor auf einer



Abb. 75. Anbetung der Könige. Gemälde von Roger van der Weyden. In der Pinakothek zu München. (Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 76. Christi Geburt von Roger van der Weyden. Im Königl. Museum zu Berlin.

Erhöhung steht nach dem Te deum am Weihnachtstage ein Knabe. Er verkündet als Engel die Geburt Christi. Die Hirten treten durch die Thür des Chors ein und gehen unter dem Gesang: Friede auf Erden &c. zur Krippe, begrüßen die Maria und beten das Kind an. Vor dem Altar wird die Messe gelesen, und nach ihrer Beendigung fragt der Priester die Hirten: „Wen habt ihr gesehen, ihr Hirten?" Sie antworten: „Wir haben den Neugeborenen gesehen." Ähnliche Darstellungen sind uns auch aus Limoges, aus Tours, aber auch aus Mailand bezeugt und sind jedenfalls weiter verbreitet gewesen, als wir nachweisen können. Vor allem wurde auch das Dreikönigsfest in gleicher Weise gestaltet. Die drei Könige schreiten daher mit den Gaben. Vor ihnen wird ein Stern, der von einem Stab an einem Strick herabhängt, getragen, während hinter dem Altar der Engel singt: „Geboren ist Christus, der Herr der Welt, zu Bethlehem im jüdischen Lande, denn so hat es vorher der Prophet verkündigt." Da erstaunen die Könige und gehen zur Sakristei mit dem Gesang: „In Bethlehem ist der König der Himmel geboren."

Aber auch auf deutschem Boden sind solche Darstellungen, zumal am Dreikönigstage schon aus alten Handschriften, die dem neunten bis elften Jahrhundert angehören, nachzuweisen. Der Chorherr Gerhoh von Reichersberg klagt 1162, daß die Kirchen mit mimischen Darstellungen besonders am Weihnachtsfeste erfüllt wurden.

Es wurde die Krippe zur Wiege gewandelt, weil nach deutschem Empfinden ein neugeborenes Kind in die Wiege gehört. Wir fanden diesen Zug schon bei Darstellungen der bildenden Kunst auf deutschem Boden (Abb. 74). Maria und Joseph wurden zu lebenden Personen, die im Wechselgesang singen. Maria hebt an:

> Joseph, lieber Neffe mein,
> Hilf mir wiegen mein Kindelein,
> Daß Gott müsse dein Lohner sein,

und Joseph antwortet:

> Gerne, liebe Muhme mein!
> Ich helf' dir wiegen dein Kindelein,
> Daß Gott müsse mein Lohner sein.

Der Chor singt hierauf andere Verse. Mit der auffälligen Anrede „Neffe" und „Muhme" wird gewiß angedeutet, daß bei der Geburt Christi, des Sohnes Gottes, das eheliche Verhältnis des heiligen Paares nicht in Frage kommt, daß sie aber beide als aus Davids Geschlecht stammend miteinander in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, wobei der Maria als Muhme mehr die Autoritätsstellung zukommt, obgleich Joseph stets als Greis dargestellt wird.

Das „Kindelwiegen" wird eine besonders beliebte Sitte und ist im sechzehnten



Abb. 77. Geburt Christi. Aus dem Gemälde: Leben der Maria von Hans Memling.
In der Pinakothek zu München.



Abb. 78. Anbetung der Könige. Aus dem Gemälde: Leben der Maria von Hans Memling.
In der Pinakothek zu München.



Abb. 79. Geburt Christi. Gemälde von Hans Memling. Flügelbild des Floreinsaltars im Johannishospital zu Brugge.

Jahrhundert in Deutschland weit verbreitet, so daß sogar in allem Ernst der Name Weihnachten als von „Wiegenachten“ herstammend erklärt wird. Vom „Kindelwiegen“ rühren eine Anzahl kleiner gotischer Wiegen her, die teilweise künstlerisch ausgestattet sind. Das Bayerische Nationalmuseum in München besitzt zwei derartige Wiegen. Solche geistliche dramatische Darstellung wird mit dem Worte „exhibieren“ bezeichnet. Witzel berichtet im Jahre 1550: „Erstlich wird am heiligen Christtage an etlichen Orten exhibiert, beide in der heiligen Nacht und des Abends zum Vesperlobe, dadurch angezeigt wird die selige Geburt unseres Seligmachers Christi, als mit der Repräsentation des Städtleins Bethlehem, der Engel, der Hirten, der drei Könige u. s. w. Da auch die Knäblein im Gesange von ‚Resonet in laudibus‘ in öffentlicher Sammlung auf- und niederspringen und mit den Händen zusammenschlagen, die große Freude anzuzeigen, welche alles Volk von dieser Geburt hat und haben soll.“ Natürlich arteten auch vielfach diese dramatischen Darstellungen aus. Aus Franken wird im Jahre 1520 berichtet: „Wie freudig nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch das ganze Volk den Geburtstag Jesu Christi begeht, läßt sich daraus abnehmen, daß vor

einer auf dem Altar aufgestellten Puppe, welche den Neugeborenen vorstellen soll, Jünglinge und Mägdlein Reigentänze springen, während ältere Leute singen, aber freilich nicht viel anders, als wie einst die Korybanten in der Höhle des Berges Ida um den schreienden Jupiter nach der Mythe getobt haben sollen." Aus Stralsund wird aus und zu saufen". Andere führten Schweinsblasen mit Erbsen gefüllt an Stöcken mit sich und schlugen sie auf den Leichensteinen auf. Dazu wurde getanzt, gelärmt, gesungen.

Zu Luthers Zeit ist das „Kindelwiegen" weit verbreitet gewesen. Wir besitzen eine größere Anzahl solcher Wiegenlieder. Luther selbst erinnert daran in seinem Liede:



Abb 80. Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde von Herri Met de Bles. In der Pinakothek zu München. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts berichtet, wie das Volk sich bei solchen Feiern in der Kirche belustigte. Junge Burschen kamen in Frauenkleidern in die Kirche. Andere hatten sich als Hirten verkleidet und führten an Stricken allerlei Tiere, Hunde, Schafe, Ziegenböcke. Mit diesen „Bestien" liefen sie in der Kirche auf und ab oder legten sich hin „zu fressen

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär.

Er gab dem Lied die Überschrift: „Ein Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindelein Jesu" und hat es wohl für die häusliche Feier gedichtet. In dem Liede heißt es:

Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susaninne schon (schön)
Mit Herzenslust den süßen Ton.

Das Wort „Susaninne" ist ein Kosewort beim Wiegen des Kindes. In einem älteren Lied vom „Kindelwiegen" des Christkindes heißt es bereits:

> Sausa ninne, Gottes minne
> Nu sweig und ruh!

und auch anderwärts findet sich der Ausdruck, der verschieden gedeutet wird. „Sausa" ist wohl ein zur Beschwichtigung gebildeter Naturlaut, etwa gleich unsrem Pst! — wie noch jetzt im Holländischen Kinder mit „sus, sus" eingewiegt werden. Auch der schon oben genannte Joachimsthaler Kantor Nikolaus Hermann singt in einem Weihnachtslied:

> Der die ganze Welt regieret
> Ist ein Sohn Mariä
> Und liegt im Krippelein
> Beim Ochs und Eselein,
> Sausa, sausa! Sausa, sausa!
> Kindlein, du bist mein, ich bin dein!

„Ninna" aber bedeutet entweder, wie noch jetzt im Spanischen, „Püppchen, Kindchen", oder ist eine Umwandlung von Minne, d. h. Liebchen durch die tändelnde Sprache der Mütter und Kinderwärterinnen. Das „Suse" hat sich noch lang erhalten und erscheint noch heute in dem bekannten Liede:

> Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh,

nur daß es hier zum abgekürzten Vornamen von Susanne geworden ist, weil man es nicht mehr verstand. Im Originallied, ebenfalls einem Kinderlied zum Einlullen, heißt es:

> Suse, liebe Ninna, was raschelt im Stroh.



Abb. 81. Anbetung der Hirten. Gemälde von P. P. Rubens. In der Pinakothek zu München.
(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Die Ausartungen des „Kindelwiegens" in der Kirche erregten die Gegnerschaft ernster evangelischer Männer. Der Pfarrer Johannes Matthesius in Joachimsthal, der treue Schüler Luthers und sein alter Kantor, auch der Kirchenliederdichter Nikolaus Hermann suchten das Kindelwiegen aus der Kirche zu entfernen und für die dabei gebräuchlichen beliebten Lieder anderweit Ersatz zu bieten.

Matthesius dichtete das weit verbreitete

> Joseph, lieber Neffe mein

in ein Wiegenlied um, das im Hause die Mutter beim eigenen Kinde brauchen sollte:

O Jesu, liebes Herrlein mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein
Es soll zu Lohn dein Diener sein.

Ebenso dichtete Hermann in ähnlicher Art Kinderlieder für Weihnachten. Auch anderwärts wurde die Sitte des Kindelwiegens von Geistlichen bekämpft. In Crimmitschau war es noch lange Sitte, daß vom Kirchenboden ein Knabe an einem Strick herabgelassen wurde, der als Engel gekleidet ein Kreuz trug und das Lutherlied sang:

Vom Himmel hoch da komm' ich her.

Der Brauch wurde erst abgeschafft, als einst der Strick riß und der Knabe dadurch verunglückte. Mehr und mehr verloren sich diese Sitten innerhalb der Kirche, wenn sich auch die Lieder erhielten. Aber noch ein im Jahre 1739 erlassenes Rundschreiben des Königs von Preußen an die Kircheninspektionen befiehlt das Schließen der Kirchen am Nachmittag vor Weihnachten, weil vielfach das „Quem pastores gesungen worden und die Leute mit Kronen oder auch Masken vom Engel Gabriel, Knecht Ruprecht 2c. gegangen, auch dergleichen Alfanzereien mehr getrieben worden". Selbst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts finden sich noch mannigfache Erinnerungen an das Kindelwiegen. So war es z. B. noch zu dieser Zeit in Tübingen Sitte, daß zu Weihnachten nachts zwölf Uhr auf dem Turm der Hauptkirche in einer mit Lichtern umstellten Wiege das Bild des Christkindes gewiegt wurde, während die Musik: Ehre sei Gott in der Höhe 2c. blies. Das um die Kirche versammelte Volk sang darauf ein weltliches Weihnachtslied. In der katholischen Kirche sind hier und da noch lange in der Frühmette Wechselgesänge gesungen worden, die durchaus dramatischen Charakter trugen und sogar kräftigen Volkshumor hatten. Aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben wir z. B. die Niederschrift eines Wechselgesanges einer Sopran- und einer Altstimme, der in der Kirche der Ursulinerinnen zu Graz gesungen wurde. Es sind zwei Hirten, die sich auf dem Felde unterhalten. Der erste beginnt:



Abb. 82. Die Anbetung der Hirten. Zeichnung von van Dyck in der Albertina zu Wien.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Gelt, Bruder, liaba Bua,
Du sagst grad ja dazua.
Da alls in Dorf recht schnarcht und schlaft,
Habn wir all zwen was neigs (Neues) dafragt,
Der Himmel is recht Sterna voll
Die Musik one Gespaß is toll.

Da hebt der zweite an und macht den ersten auf die Engel aufmerksam, die über dem Stall die Musik machen.

Läf mit zum Nachbern, laßt uns sechn,
Was denn heunt Nacht no neigs is gschechn.



Abb. 83. Anbetung der Hirten. Gemälde von Rembrandt. In der Nationalgalerie zu London.

Der erste ruft verwundert aus:

Potz Plunder, was ist doas?
Schau gschwind durchs Augengloas.
An Jungfrau und an alten Mann,
Die segn uns ja gar freundli an;
Es liegt a Kind im Krippel dort,
Die Engerln singen immer fort.

Der andere bedauert das arme Kind bei Ochs und Esel:

Es ist ganz bloß, daß Gott derbarm!
Geh hin und nims flugs äfn Arm.

Der erste aber lehnt das ab. Das Kind könnte doch den „Brei und Sterz“, den er kochen würde, nicht essen.

In meina Hütten wärs a Spott
Daß soll einkehren der ware Gott.

Da sagt der andere:

I laß das Kind nöt aus
Trags in mein Nachbärn Haus,
Dort kriegts a Koch (Gekochtes) und Mille (Milch) genui
Ich kanns häm suchen in a Hui.

Der erste will ins Dorf laufen:

Daß d' Nachbarn was zusamma tragn,
An Putta (Butter) und an Honigfladn,
A Federbettel richten zua,
Da liegts pur (allein) äf Heu und Strah,

aber der andere entscheidet:

Bleib liaber no bei mir
I nimms Kind glei mit mir.
Die Jungfrau mit dem alten Mann
Führ du ganz freundli sacht voran,
Damit all drei beisammen sein,
In unsrer Hütten kehren ein.

Es schließt der Wechselgesang mit einem Duett:

So läs ma alli zwän
Und bitten halt recht schen,
Daß s' uns vors Kind än Örtel gebn
Wo's oni Frost und Gstank kann lebn.
Ja ja, muaß sein parola (Parole), ja,
A Federbett anstatt dem Strah.
Glaub, was ma guats haben thoan,
Das bleibt nöt oni Loan.
Das kleine Kind, der große Göt
Hilft uns aft (nachher) ä auß aller Nöt
Und wann er zu seim Voada kimt,
So hoff ma, daß er uns mit nimt.

Dieser Wechselgesang steht nicht allein da. Auch aus anderen Orten in Steiermark und Kärnten wird über derartige Dichtungen, die in Kirchen gesungen wurden, berichtet, wobei noch bisweilen zu dem Gespräch der Hirten die Botschaft des Engels kam.

Aus der Kirche aber wanderten die dramatischen Darstellungen in das Volksleben. Hier konnte sich ungebunden von Rücksichten, die die Kirche forderte, der Volkshumor frei entfalten. Ein großes, reiches Gebiet geistlicher Volksspiele thut sich da auf, das in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr erforscht worden ist. Die Spiele erstrecken sich nicht nur auf die Darstellung des Weihnachtsfestes und was mit ihm im Zusammenhang steht. Wir haben ja vor allem auch die Passionsspiele, wie sie sich bis zum heutigen Tage, wenn auch recht mannigfach gewandelt, erhielten. Wer denkt da nicht sofort an das Oberammergauer Passionsspiel? Besonders zahlreich aber sind die Weihnachtsspiele. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat Karl Weinhold, der bedeutende Germanist, der damals an der Grazer Universität, dann in



Abb. 84. Die Geburt Jesu. Radierung von Rembrandt.



Abb. 85. Die Anbetung der Weisen. Gemälde von Rembrandt. In der Galerie des Buckinghampalastes (Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Berlin wirkte und am 15. August 1901 gestorben ist, dieses Gebiet gleichsam entdeckt. Durch seine „Weihnachts-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien“ hat er einen Anstoß gegeben, daß viele dies anziehende Gebiet nach den verschiedenen Richtungen weiter durchforscht haben. Diese Spiele gehören verschiedenen Ländern an: Oberösterreich, Tirol, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Ungarn, Schlesien, Bayern, dem Elsaß, dem böhmischen und sächsischen Erzgebirge, Thüringen, dem Harz. Aber auch England, Frankreich, Italien und Spanien haben derartige Spiele. Leider müssen wir uns auf ganz weniges beschränken, wobei die Auswahl schwer wird. Die Hirten geben Anlaß zu kräftigem Humor, der sich mit kindlicher Frömmigkeit paart. Manchmal sind es Wechselgesänge, die die Burschen von Haus zu Haus ziehend, mitten in der Stube,



Abb. 86. Die Verkündigung bei den Hirten. Radierung Rembrandts von 1634.

vor der Krippe, die überall in den Häusern aufgebaut ist, aufführen, wofür sie eine Gabe von Schmalz, Speck, Eiern u. dergl. erwarten und erhalten. Wir führen einen derartigen Wechselsang aus Aussee im steirischen Teil des Salzkammerguts an.

Die Hirten liegen zuerst schlafend. Da erwacht der erste, weckt die anderen, weil er ein Licht am Himmel sieht.

I sich (sehe) an Kometstearn,

sagt der zweite, worauf der dritte erwidert:

Bua Hiasl (Koseform für Matthias) i gläbs gearn.
Es wird halt bedeutn an Krieg.

Doch nein, im Himmel sehen sie ja eine Öffnung und viele Engel kommen herab, und er mahnt:

Wenns däten (thäten) äf uns aba rucken (herabkommen),
Daß jeda sein Stecken geschwind woaß.

Da beruhigt der dritte Hirt:

Es kimmt ja schon oana,
Und nöt gar a kloana
A lärmt schon vön weitem dahear:
Seits fröli ihr Hiarten
Ös (Ihr) derfts enk nöt fiarchten
Es is jä der Herr in da Glorie
Weil a duat halten sein Khoaß (Geheiß = Verheißung).



Abb. 87. Das dreifache Bild von Meister Wilhelm am Klaren-Altar im Dom zu Köln.

Die beiden ersten Hirten beginnen zu klagen, daß sie nichts zum Opfer für das Kind mitgebracht haben. Aber der dritte tröstet:

Und i han in Ranzerl a Gwand (Kleid)
Und an etla Moaß Bier in an Plutzer (Krug)
Daß do äf d'Feiertäg was hant.

Und nun sprechen sie alle drei vor dem Kinde:

Ma duan die stets grüaßen
Und fallen da zua Füaßen,
Unds Buaberl hat uns schön s' Handerl schon göben.
Die etla Moaß Bier gehearn dein Boda (Vater = Joseph)
Und d'Muoda hat z' ößen danöben.

Der erste Hirt fordert auf:

Bua Rüapl (Koseform für Ruprecht), nim d'Pfeifen!

Der zweite antwortet:

I dua schon drum greifen.

Worauf der dritte sagt:

Und i laß mei Dudelsack drehn.

Und nun singen sie gemeinsam „beim Krippel“ ein Terzett, in dem sie dem Kind ihr Herz darbringen.

In einem anderen Spiel kehren die Hirten gerade mit ihrem Vieh heim. Entrüstet fragt der eine:

Bua, woas is denn heunt schon mear (wieder)
Woas het sie neigs (Neues) zuatroagn?
Wör stöllt ma Ochs und Ösel ein
Und duet mi nöt drum froagn?

Der andere erwidert:

Bua Rüapl, woas hast für a Geschrei,
Und für a Plaramönt (Geplärre)?
Wör wird denn heunt im Stall doa sein?
I moan, du bist anbrönnt (verwirrt)!

Doch in der That sehen beide das Paar an der Wiege:

Des Weib dö muaß a Gräfin sein,
Dö des Kind duat wiagen.
Und nöben is a stoanalta Greis,
Er hat Hoar, als wie a Seiden
Hübsch woach (weich) und schneeweiß.

In anderen Spielen tritt das Burleske mehr hervor. Der eine Hirt Jörgl weckt den anderen, Riepl (Ruprecht):

Auf, auf, Riepl, heb dein Schedel,
Schau, was gibt's för frömde Göst?

Riepl:
Halt dein Maul, du grober Kerl,
Hoan mi glei erst glögt ins Nest.

Später folgt folgendes Wechselgespräch:

Riepl:
Woas is das für a Getümmel,
I versteh mi nit in d' Welt.

Jörgl:
Is denn heunt eingfalln der Himmel,
Fleugn die Engel auf unserm Feld.

Riepl:
Thun Sprüng macha,

Jörgl:
Von oben acha (herab)!

Riepl:
I durft des Ding nit noacha thoan,
Thät mir brechen Hals und Boan (Bein).



Abb. 88. Die Geburt Christi. Gemälde von Meister Stephan Lochner im Dom zu Köln.
(Photographieverlag von Th. Creifelds in Köln a. Rh.)

Jörgl:
Is das nit a narrisch Wösen
Is der Himmel voll Latern!

Riepl:
Mei Tag ist das á nit gewösen,
Dö Engeln sich (seh) i á von fern.

Jörgl: Sichst dort enten?

Riepl: Im Stall drenten?

Jörgl:
Dort gibt's Engel ganz scharweis,
Fleugn um wie die Fledermäus.

Beide gehen zum Stall, Riepl muß vorangehen, aber wird von Jörgl gewarnt, daß er seinen Rock nicht verbrennt, weil der ganze Stall vor Glanz zu brennen scheint. Riepl möchte das Kind küssen,

Wanns dö Mutter küssen laßt,
Von an so kolschwarzen Gast.

Sie sehen das Elend des armen Kindes

Jörgl:
Machts ihm die Füeß ein,
Hüllts in zue fein!

Riepl:
Göbet dir mein Stiefel sonst,
Wann i wüßt, daß d' eini konnst.

Jörgl:
Mein Heiland, wie hart muest löben (leben),
Underm Viech fangsts Löben oan!

Riepl:
Voder, Mueter, thuts acht göben,
Daß dem Kind nix geschechen kann.

Jörgl ermahnt:
Dödt es zua guet,

Riepl:
Daß's nit friern thuet,

Jörgl:
„Os (Ihr) müaßts Kind zudecken fein,
Dann dem Ochs fallt's á nit ein.

Und nun folgt eine naive kindliche Anrede an das Christkind mit dem Schluß:

Jörgl:
Bleib halt fein gsund, mein kloans Liebl
Wannst was brauchst, so komm zu mir.

Riepl:
Hätt a Puttn (Bütte, Faß) voll saure Rueben
Willst sie hoabn, i schenk sie dir.

Jörgl:
Pfuat (Bhüt) die Got halt!

Riepl:
Wär (Werd) fein groß bald!

Jörgl:
Kannst in mein Dienst stehen ein,
Wann darzu wirst groß gnue (genug) sein.

In einem Tiroler Weihnachtsspiel, das noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgeführt wurde, grüßt der Engel die Hirten mit den Worten:

Allerseits wünsch i gutn Morgn,
Stehts glei auf, habts keine Sorgn
Stante pedi führ i enk all
In einen warmen Stall.

Abb. 89. Heilige Familie. Gemälde von Martin Schongauer. K. K. Gemäldegalerie in Wien.
(Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.)



Abb. 90. Geburt Christi. Gemälde von M. Grünwald vom Isenheimer Altar.
(Jetzt im Museum zu Colmar.)

An Butter nehmts und Kübelschmalz,
A weißes Mehl und saures Salz,
An Haufn Woll, an Kübel Milch,
An Leintuch von an kluagn Zwilch,
A Kianholz zu an Feuer machn;
Denn, liabe Leut', heut werds ös lachn:
Geboren ist Herr Jesus Christ,
Der für uns gekreuzigt ist.

In einem anderen Tiroler Weihnachtsspiel kommt ein Zwiegespräch vor, in dem der Teufel den Engel verhindern will, die Geburt Christi den Hirten zu verkündigen. Der Teufel spricht da:

Engerl, kehr ein,
I koch dir an Wein
Mit Zucker und Zimmt,
Wie ihn's Diendele nimmt,
Tanzt's bis an der Frua
Mit ihrem Bua;
Engerl kumm, kumm,
Sei nit gar a so frumm,
Laß die Hirten im Garten
Auf die Botschaft lei warten,
Hast ja Zeit gnua
Bis in der Frua.
Engerl, kehr ein,
Sei fein!

Diese Hirtenspiele erweitern sich auch. Manchmal treten später sogar die drei Könige auf.

Die schlesischen Christkindelspiele enthalten noch viel mehr Personen. Auch Maria und Joseph treten handelnd und redend auf. So sehen wir z. B. in einem Stück der Grafschaft Glatz zuerst den Wirt der Herberge mit seinem Haushalter. Er spricht mit ihm von den vornehmen Gästen, die er erwartet. Maria und Joseph kommen und zwar mit dem neugeborenen Christkind und bitten um Herberge, aber der Wirt weist sie ab:

Was? Das wären Possen,
Bleibt ihr draußen auf der Gossen



Abb. 91. Geburt Christi. Gemälde von Hans Baldung-Grien.
Im Königl. Schloß zu Aschaffenburg.
Nach: Die Gemälde von Hans Baldung, Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg.

Große Herrn und Kavalier,
Solche Herrn kehrn ein bei mir.
Denn bei uns gibt's gut Wein und Bier.

Joseph und Maria mit dem Kinde von Holz oder einer Wachspuppe sind sodann auf der Bühne. Im Wechselgesang stimmt Maria nach einleitenden Worten an:

Joseph, lieber Joseph mein,
Hilf mir wiegen das Kindelein

und in den mannigfaltigsten Variationen wird der Gesang fortgesetzt. Maria fragt:

Joseph, liebster Joseph mein,
Wo werden wir heut' kehren ein?

Joseph antwortet:

Jungfrau, liebste Jungfrau mein,
Ich weiß ein altes Ställelein.

In gleicher Weise fragt Maria nach der Wiege, den Windeln, worauf Joseph stets antwortet, während dazwischen die Zuschauer alle singen:

Laßt uns das Kindlein wiegen,
Das Herz zum Kripplein biegen.

An diese Scene schließt sich dann die Hirtenscene auf dem Felde und an der Krippe mit kräftigem Humor. Einer der Hirten ist schlaftrunken oder schwerhörig:

Erster Hirt:

Bruder Steffe (Stephan), hörste nich was der Engel soate?

Zweiter Hirt:

Woas soat er denn?

Erster Hirt:

A soate, es wär a Kind geboarn.

Zweiter Hirt:

Hm! Kind derfroarn?

Erster Hirt:

Hm, du aler Esel, Kind geboarn.

Zweiter Hirt:

Woas? Du hast a Strump verloarn?

Darauf folgt eine Scene vor der Krippe. Zuletzt tritt der hartherzige Wirt wieder auf und beklagt es, daß er das heilige Paar nicht aufgenommen hat. Er eilt fort, um es zu suchen.

So erweitern sich die Stücke mehr und mehr. Der Engel Gabriel, der die Geburt Christi an Maria verkündet, Herodes und die drei Könige bilden ebenfalls wichtige

Personen des Stücks. In einigen Stücken wird Herodes zuletzt vom Teufel geholt. Der obenerwähnte Wirt, der oft den Namen Hans Seltenreich führt, wird eine wichtige Person des Stücks. In einem Stück aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert ist er selbst gutmütig und möchte das heilige Paar aufnehmen:

> Ich hab' aber eine böse Frau,
> Darum ich mich vor ihr nicht trau.

Maria erwidert ihm:

> Sie wird doch nicht von Eisen sein,
> Wenn sie anschaut mein Kindelein,
> Wie es an seinem zarten Leib
> Erzittert; sie ist doch ein Weib.

Ein langes Wechselgespräch entspinnt sich mit der Frau, die herzukommt. Aber trotz der Bitten aller drei jagt sie das Paar fort:

> Geht's fort, von enk (euch) hab' ich kein Nutz,
> Und dir, Mann, biet' ich es zum Trutz:
> Willst du sie heunt lassen ein,
> Sollst du vor mir nit sicher sein.
> Ich muß jetzt gehn zur Kuchel sehn,
> Und du schau, wie's mit den Gästen thut stehn.

Öfter wird auch Joseph als komische Person dargestellt, der in den derbsten Ausdrücken redet. In einem schlesischen Stück tritt er polternd mit Maria und dem Kinde ein:

> Holla, holla!
> War ich bald zur Thür rein gefolla (gefallen)!
> Gots velklablö (veilchenblau), das woar 'ne kalde Nacht!
> Wenn ich nich wär derwacht,
> Wär'n mir die Läuse im Pelz derfrorn.

Da hebt Maria an:

> Ach Joseph, lieber Joseph mein,
> Wiege mir das kleine Kindelein,

worauf Joseph antwortet:

> Kindla wiega, Kindla wiega!
> Ich koan nich meine Finger biega!



Abb. 92. Geburt Christi. Gemälde von Hans Baldung Grien. Im Königl. Museum zu Berlin. (Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 93. Geburt Christi. Holzrelief von Jörg Sürlin d. J. Flügel des Hochaltars der Klosterkirche zu Blaubeuren.
Nach: Der Hochaltar zu Blaubeuren, Verlag der F. Mangoldschen Buchhandlung in Blaubeuren. (M. 15.—.)

Hunni sausi, nunni sausi,
Der Kitsche (Katze) thut der Bauch wih!*),

worauf alle Zuhörer singen:

Laßt uns das Kindlein wiegen,
Das in dem Kripplein thut liegen.
O Jesulein süß, o Jesulein süß u. s. w.

Alle diese Proben, die wir gern vermehren möchten, geben nur annähernd ein Bild der verschiedenen überaus lebensvollen Stücke.

Luther, der für das Volkstümliche ein rechtes Verständnis hatte, rühmte „die guten, ernsten, tapferen Tragödien“ und die „freien, lieblichen, gottseligen Komödien“, die aus der heiligen Schrift gezogen werden. Gewiß sind uns viele verloren gegangen. Sie blieben überhaupt oft nur durch mündliche Tradition erhalten. Andere sind wohl durch die strengen Polizeiverordnungen Österreichs im sechzehnten Jahrhundert vernichtet worden. Doch sind uns auch größere Weihnachtsspiele teils noch in Handschriften, teils auch im Druck mit den Namen der Verfasser erhalten. So besitzen wir eines von Knust, „Schauspiel von der Geburt Christi“, das 1540 in Berlin aufgeführt wurde. Von Benedikt Edelpöck, einem Trabanten im Dienste Ferdinands von Tirol, des Gemahls der schönen Philippine Welser, der ebenso gern das Schwert und die Jägerbüchse führte, wie er die Künste und

*) Ein Kinder- und Wiegenlied.



Abb. 91. Die Geburt Christi von Tilman Riemenschneider(?). Altar zu Creglingen.

Wissenschaften pflegte, haben wir eine „Comedie von der freudenreichen Geburt Jesu Christi" (1568), ein langes Stück von fast 2800 Versen mit 31 Personen, das außer dem Prolog fünf Akte hat, in denen nacheinander die Vorgeschichte der Geburt Christi, die Geburtsgeschichte in Bethlehem, die Anbetung der Könige und das Gespräch des Herodes mit den Schriftgelehrten, der Kindermord von Bethlehem, die Flucht nach Ägypten gespielt werden. Nicht vergessen wollen wir aber die von Hans Sachs gedichteten Weihnachtsspiele, vor allem die „Comödie mit 24 Personen, die Empfängnis und Geburt Johannis und Christi, und hat neun Akte", vom Jahre 1557. Dazu



Abb. 95. Die Geburt Christi von einem Schüler Pachers. Altarschrein aus Tramin bei Bozen. Im Nationalmuseum in München.

Gabrielis ore
Funda nos in pace
Mutans nomen Evae.

Ave, Stern der Meere,
Gottesmutter hehre,
Du gebenedeite
Thür zur Himmelsfreude.
Als des Engels Gabe
Nahmst du jenes Ave
Evas Namen wendend
Unser Elend endend.

Solcher Paradiesspiele, in denen außer den ersten Menschen, der Schlange, dem Teufel auch Gott Vater und Gott Sohn erscheinen und die mit der Sendung des Sohnes zur Erde schließen, wurden manche vor dem Weihnachtsfeste gespielt.

Merkwürdig ist es, daß gerade die beiden genannten Hans Sachsschen Spiele bei ähnlichen Christgeburts- und Paradiesspielen, die in Ungarn, im Salzkammergut, in Schlesien und Bayern ihre Heimat haben, ganz unverkennbar in einzelnen Teilen benutzt sind, ein Zeichen, wie diese Dramen des Nürnberger Schusters und Poeten, die nicht nach der strengen Regel der Meistersingerschule verfaßt sind, doch im Volksgemüte tiefe Wurzel geschlagen haben.

tritt seine „Tragödie von Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies" vom Jahre 1558.

Die „Paradiesspiele" oder „Adam- und Eva-Spiele" sind nämlich eine besondere Art von Weihnachtsspielen. Der 24. Dezember trägt die Namen Adam und Eva. Das verlorene Paradies und der Sündenfall der ersten Menschen wurden nahe an die Geburt des Erlösers herangerückt. Am Tage, bevor die Geburt des „anderen Adam, des anderen Menschen", wie ihn Paulus (1. Kor., 15, 45. 47), nennt, gefeiert wird, steht der Tag der Erinnerung an den ersten Adam. Der Name Eva gab aber vielfach Anlaß in seiner Umkehrung „Ave" und seinem Anklang an den Engelgruß „Ave Maria" an das Gegenbild der Eva, an Maria zu erinnern. Jene brachte die Sünde in die Welt, diese hat den Erlöser von der Sünde geboren. Heißt es doch z. B. in einem lateinischen bekannten Hymnus aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert:

Ave maris stella,
Dei mater alma
Atque semper virgo,
Felix coeli porta
Sumens illud Ave

Jahrhunderte hindurch haben sich diese Spiele erhalten, sind vom Volke, oft nur mündlich überliefert, fort und fort gespielt worden und werden, ob auch vieles bereits zu Grunde gegangen ist, noch in unseren Tagen gespielt. August Hartmann hat uns eine Menge Volksschauspiele, darunter viele Weihnachtsspiele gegeben, die er noch aus dem Munde solcher niedergeschrieben hat, die mitgespielt haben. Karl Julius Schröer schildert uns die Weihnachtsspiele, die in Ungarn wohl noch heute aufgeführt werden.

In Oberufer, nahe bei Preßburg, wurden noch vor vierzig Jahren Spiele aufgeführt, die unter Leitung eines alten Bauern als „Lehrmeister" standen, dessen Amt von Vater auf Sohn sich fortgeerbt hatte. Er selbst hat darüber dem Herausgeber Schröer berichtet:

„Wenn die mehrste Arbeit im Herbst zu Ende geht, da kommen die Alten zu mir und sagen, es wär' jetzt wieder die Zeit, solltet doch wieder schaun, ob ihr nicht ein Spiel zusammen brächtet. Schaden könnte den Burschen nicht, wenn sie sich einmal wieder ein bißchen in der Schrift befleißigen möchten und für uns die heiligen Gesänge einübten. Was sie in der Schule gelernt haben, haben sie eh vergessen. Da schau ich mich um, und wenn es sich trifft, daß accurat die richtigen Burschen genug vorhanden sind, da ruf ich sie halt zu mir." Die Spiele kommen nicht alle Jahr zu stande, sondern in Zeiträumen von drei bis zehn Jahren. Auf streng sittliches Verhalten der Spieler wird geachtet. Die Spiele dauern sodann vom ersten Advent bis zum Epiphaniasfest. Alle Sonntage und Feiertage wird gespielt. An den übrigen Werktagen ziehen die Spieler über Land auf benachbarte Dörfer, wo ebenfalls gespielt wird. Es werden nacheinander ein Christi-Geburtsspiel, ein Adam- und Eva-Spiel und ein Fastnachtsspiel aufgeführt.

Das Weihnachtsfestspiel trägt noch durchaus den Charakter der früher genannten Spiele. Die bekannten Gestalten kehren wieder in origineller Fassung. Statt des einen Wirtes treten drei nacheinander auf; der letzte weist das Paar in den Stall, wo das Kind geboren wird. Das Wiegenlied:

O Joseph mein,
Hilf mir wiegen das Kindelein,
Gott wird schon dein Belohner sein

ist auch darin. Die Hirtenscenen sind ebenfalls durchaus volkstümlich. Die Engelbotschaft erklingt, während die Hirten schlafen. Sie nimmt das Lutherlied:

Vom Himmel hoch da komm' ich her

mit auf. Auch andere Verse desselben Liedes kommen im weiteren Verlauf vor, so daß der evangelische Ursprung oder wenigstens die evangelische Bearbeitung des Stücks bezeugt ist. Nach der Engelbotschaft erwachen die Hirten. Es entspinnt sich folgendes Gespräch:

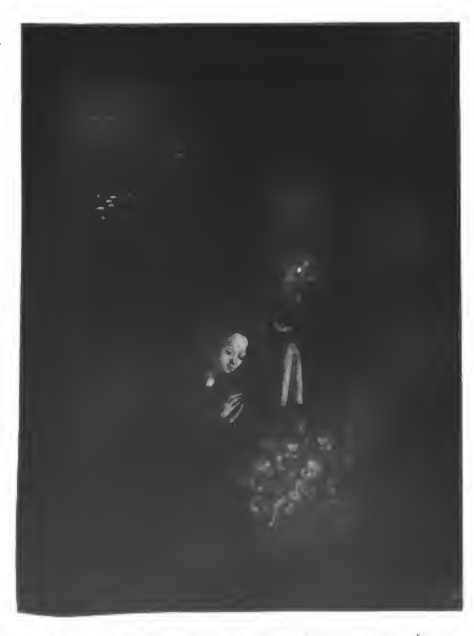


Abb. 86. Die heilige Nacht. Gemälde von Lukas Cranach d. Ä. Im Besitz des Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. v. Kaufmann, Berlin. (Photographieverlag von F. u. O. Brockmanns Nachf., R. Tamme, Dresden.)



Abb. 97. Die Geburt Christi. Gemälde von Lukas Cranach d. J. In der Wittenberger Pfarrkirche.

Gallus:

Gib Obacht, 's hat glatteist.

Witok:

Ei dumper (Dämmerung)! spiegelkartenhäl (spiegelglatt wie neue Spielkarten) ist's,
Es regnet, daß alls totschelt (klatscht)
Mei Bart is starr voll Eis.

Gallus:

Stichl, steh auf, der Himmel kracht scho!

Stichl:

Ei laßn nur kracha, er is scho alt gnua dazu.

Gallus:

Stichl, steh auf, die Waldvögelein piewen (piepen) scho!

Stichl:

Ei, laß 's nur piewen!
Ham kleini Köpf', ham bald ausg'schlaffn.

Gallus:

Stichl, steh auf! Die Fuhrleut kleschen (klatschen) auf der Straßn.

Stichl:

Ei laß 's nur klescha, habn noch gar weit z'farn u. s. f.

Dann fragt einer den anderen:

Was hat denn dir getraumbt,
Daß d' dich neben meiner umerkugelt
und umergwalzt hast?

Nun erzählt jeder nach der an ihn gestellten Frage singend seinen Traum:

Gallus:

In einen Stall ging ich hinein
Darin ein Ochs und Eselein,
An einem Kripplein fraßen,
O edler Hort, o Jungfrau zart,
Die klärlich bei ihm saßen.
Ich bin jetzt gleich vom Schlaf erwacht,
Wollt Gott, der Traum käm mir all Nacht
Wollt gern bis sieben schlafen.

Witok:

In Weihnachttagen in der Still
Ein tiefer Schlaf mich überfiel,
Mit Freud ward ganz begossen.
Mein Seel empfing viel Süßigkeit
Viel Honig und viel Rosen.

Stichl:

Mir träumt, als wenn ein Engel käm'
Und führet uns nach Bethlehem
Ins jüdisch Land so ferre (ferne),
Ein Wunderding allda geschah
Erfuhren neue Märe.

Und nun stimmen die Hirten, während sie im Kreis hintereinander herziehen, ein fröhliches Lied an:

Lustige Hirten, freidige Knaben,
Die gute Lust zum Singen haben:
Heja, wohl auf! und laßt uns singen
Guter Dinge lustig springen ꝛc.



Abb. 98. Christi Geburt. Gemälde von Hans Holbein d. Ä. In der Pinakothek zu München. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Sie gehen nach Bethlehem und bringen ihre Gaben. Es folgt in liebenswürdiger Weise die Hirtenscene an der Krippe; sodann treten die drei Könige auf, und verhandeln mit Herodes, der drei Juden kommen läßt, die mit ihrer jüdischen Aussprache und auch in ihren Gebärden stark karikiert werden. Sodann erscheint der Teufel. Als Herodes sagt:

Wo soll ich armer Teufel hin?

erwidert dieser:

Schweig still, ich auch ein Teufel bin!
Ein Teufel läßt den andern nicht
Ich will dir helfen zu der Pflicht,
Wie du dein Sach sollst greifen an

und stiftet ihn zum Mord der Kinder in Bethlehem an. Die Anbetung der drei Könige schließt sich an, der Aufbruch des heiligen Paars nach Ägypten, der Befehl des Herodes zum Kindermord, worauf der Hauptmann meldet:

Einmal 100000 vier und vierzig und acht
Hab' ich mit meiner Hand umgebracht,

zu welcher Zahl ein Kriegsknecht noch 80000 und ein dritter noch 2000 von ihnen umgebrachte Kinder zufügen. Freilich wird dem Herodes zugleich die Kunde gebracht:

Den neugebornen König haben wir nicht funden;
Gesucht han wir aller End und Ort,
Aber von dem König nichts gehört.

Herodes versinkt darüber in tiefe Traurigkeit. Ein Engel verkündet ihm sein Gericht, und der Teufel kommt ihn zu holen. Herodes bietet ihm flehentlich nacheinander ein Paar schwarze Ochsen, ein Paar schwarze Rappen, sein halbes Königreich, aber der Teufel erwidert stets nur kurz:

Nix da, di wil i han!

Der Teufel packt ihn endlich an:

Wart, ich wärs (werde es) probieren, obs du schwer bist.
Spann' ich an ein Paar Ratzen,
Spann' ich an ein Paar Katzen,
Spann' ich an ein Paar Mäus,
Reiß, Teufel, reiß!

und reißt ihn mit sich fort.

Jubelnd fallen zuletzt alle mit dem evangelischen Liede des schon öfter genannten Kantors Nikolaus Hermann von Joachimsthal ein:

Seid fröhlich und jubilieret
Jesu dem Messiä!
Der die ganze Welt regieret
Ist ein Sohn Mariä,
Und liegt in dem Krippelein
Beim Ochsen und Eselein.
Sause, sause! sause, sause! Kindelein
Du bist mein, ich bin dein.
Jauchzt und springet,
Klingt und singet:
hodie, hodie, hodie (d. h. heute)
Ist geborn Christ, das Söhnlein
Mariä, Mariä
Und hat von uns weggenommen
Alles Weh, alles Weh, alles Weh,
Hilf daß wir bald zu dir kommen,
O Christe!



Abb. 99. Geburt Christi. Holzschnitt von Albrecht Dürer.

worauf schließlich der Engel im Namen der Darsteller den Zuhörern dankt und sie entläßt.

Auch Tirol hat solche Weihnachtsspiele. So wurde z. B. in Brixlegg im Innthale noch 1872, wohl auch noch jetzt, ein langes Weihnachtsspiel aufgeführt, das in seinen Hauptteilen weit zurückreicht. Man erkennt die älteren Teile an dem urwüchsigen, drastischen Humor, der sich im Tiroler Dialekt vor allem in den Hirtenscenen kundgibt, wie wir ihn schon aus den früheren Spielen kennen. Dagegen sind alle Gespräche Marias und Josephs aus schuldigem Respekt vor diesen heiligen Gestalten (jedenfalls im achtzehnten Jahrhundert) in eine gespreizte, dem Geschmack jener Zeit entsprechende Rede- und Denkweise umgegossen und völlig verändert. Maria und Joseph sprechen nur in hochtrabenden, oft ge-



Abb. 100. Die Geburt Christi von Albrecht Dürer. Mitteltafel des Baumgärtnerschen Altars in der Pinakothek zu München. (Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

schmacklosen Worten, reden sich: „O mein Gemahl“ und „Werteste Gemahlin“ an. Nur ein paar Beispiele: Unmittelbar vor einer naturwüchsigen Hirtenscene steht folgendes Wechselgespräch:

Joseph: „Ich weiß es, werteste Mutter, und werde mich jederzeit nach der ewigen Vorsehung nach deinem Beispiele richten, aber dein namenloses Elend, des göttlichen Kindes Verlassenheit — — Mutter — ich bin Mensch — das schwache Vaterherz!“

Maria: „O mein Gemahl — Gott wird es stärken, gewiß wird er Hilfe schicken — und welcher Trost liegt nicht vor unseren Augen —? O ihr alle — kommt alle her — und lernt, wie man leben — wie man dulden soll — o wohl ein rührendes Schauspiel — tretet mit Ehrfurcht an diese Stelle — ihr glaubt, es sei eine Krippe?

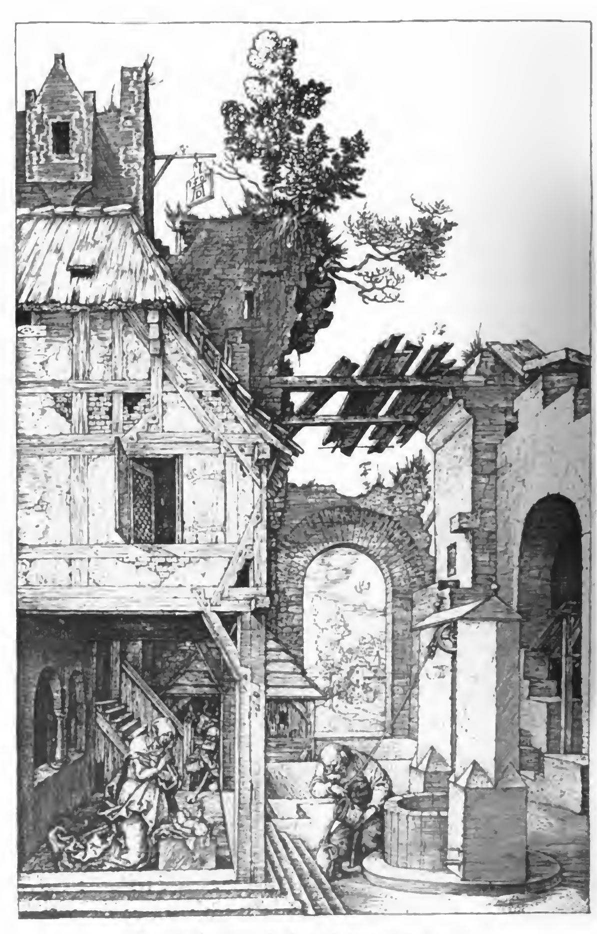


Abb. 101. Weihnachten. Kupferstich von Albrecht Dürer.

O nein — es ist ein Triumphbett — seht seine Glorie, seine Herrlichkeit — nur dem ist die Armut fürchterlich, welcher im Genusse des Wohlseins seine Bestimmung suchet."

Joseph: „O Maria, welcher Trost strömt sich diesen Augenblick durch meine Seele" 2c.

Die prächtigen, treuherzigen Hirten entläßt zuletzt Maria mit den Worten:

„Nun meine Hirten — lebt wohl — und vergesset nie, was eine treue Mutter zum Abschiede sagt: glaubet an die Tugend, glaubt an einen Gott, der Tugend verleiht und sie vergeltet — und wohl dem Menschen, der auf diesem Wege sich wahre, dauernde Glückseligkeit zu erlangen sucht."

Aber auch die drei Könige und Herodes, wie sein Weib Herodia reden durchaus in pathetischen hochtrabenden Worten. Herodes hört, daß drei Könige „ein Wirrwarr ausländischer Völker" vor den Thoren Jerusalems stehen. Er will ihnen mit dem Schwert entgegenziehen. Herodia beschwört ihn dazubleiben oder sie mitzunehmen.

Aber Herodes entgegnet: „Vergebens lehnst du dich wider meinen festen Willen, mir zu folgen — bleib — und wenn dir die Nachricht wird, Herodes blutet vor den Mauern Jerusalems — so ehre meine Asche!" (Will fort.)

Herodia: „Ha! (Hält ihn.) Wenn du auch dies mir weigerst, so bist du nicht mein Gemahl mehr — Sophiems (?) Schoß hat dich herfürgebracht und aus keinem attischen Geblüt bist du erzeugt worden, dich gebar nur die Flut des tobenden Meeres und die Brust einer verwundeten



Abb. 102. Die Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde von Albrecht Dürer vom Jahre 1504. In der Uffiziengalerie zu Florenz. (Nach einer Originalphotographie von Giacomo Brogi in Florenz.)

Tigerin säugte dich — geh nur, Grausamer — bald sollst du mich als rächenden Geist bei jedem deiner Schritte zur Seite haben." (Will in Ohnmacht sinken.)

Herodes: „Herodia! — Götter! — Sie sinkt hin! Ein kalter Schweiß perlt über ihre Stirn! O ich Barbar! — Ich raubte ihr Trost und Empfindung — sie erschöpfte sich ganz, mich zu gewinnen — und ich konnte ungerührt bleiben — gegen so viele Liebe?" u. s. w.

Als die drei Weisen dem Herodes die Geburt des Königs der Juden verkündet und sich entfernt haben, heißt es:

Herodes (fürchterlich umherblickend): „Stürm' nur zu — Schicksal, verwehe jede Blüte — der Stamm trotzt deiner Wut und steht unerschütterlich fest — — Ha! — ein neuer König?! Ein ohnmächtiges Kind soll dem Herrscher Judenlands die Krone vom Haupte schlagen? Eher verschlinge mich die Erde! — Eher soll Raben, Adlern — mein Körper zur Speise dienen, ehe nur die kleinste Nerve an mir bebte — o mein Arm ist stark — stark, stark! — Meine Waffen! — Weib, bist du taub? Meine Waffen! — Gut — so will ich mich selber rüsten!" (Will fort.)

Herodia (hält ihn): „Wo willst du hin — Ha! Bei den Göttern, — wo willst du hin?"

Herodes: „Wie, diese Frage dem König? (Pause.) — Dank es dem guten Geschick, daß du meine Gemahlin bist" u. s. w. Die Scene endet mit einer rührenden Umarmung beider. Die Nerven der Zuschauer werden übrigens stark in Anspruch genommen, denn später ersticht nach dem Mord der Kinder von Bethlehem Herodes seinen eigenen kleinen Sohn auf der Bühne vor den Augen der verzweifelten Mutter, die für das Leben des Kindes kämpft.



Abb. 103. Geburt Christi. Gemälde von Altorfer. In der K. K. Gemäldesammlung zu Wien.

Noch heute finden sich auch im sächsischen Erzgebirge, wenn auch in einfacherer Form, dramatische Aufführungen, die manchmal in die Frühmette des Festes eingefügt sind, wobei auch die Hirtengespräche, wenn auch nicht in der drastischen Weise, wie in den früher genannten Festspielen, eine besondere Bedeutung haben. Auch der Engel erscheint, indem ein hinter dem Altar stehendes Mädchen hervortritt und die frohe Botschaft bringt. Das „Quem pastores" (s. S. 63) wird nach dieser Scene von der ganzen Gemeinde gesungen.



Abb. 104. Die Geburt Christi. Freskogemälde von Peter v. Cornelius. In der Ludwigskirche zu München. Wiedergabe des Kupferstiches von H. Merz aus Friedr. Gypens Kunstverlag in München.

So stehen noch hie und da die Volksspiele vergangener Zeiten lebensvoll in der Gegenwart.

Eduard Devrient, der bedeutende Dramaturg und feine Beobachter des Volkslebens, hat in Bezug auf das Oberammergauer Passionsspiel das richtige Wort ausgesprochen, das insonderheit auch auf die Weihnachtsspiele paßt: „Es ist ein wahrer Seelentrost inmitten des Zersetzungsprozesses, den der moderne Geist mit allem Alten und Überkommenen vornimmt, umgeben von den haltungslosen Trümmern des bisherigen Lebens, mit denen wir so viel Angelebtes, Liebgewordenes und Volkstümliches zerbröckeln und vergehen sehen, daß da eine Erscheinung, wie der Überrest dieser Spiele, so altdeutsch, kerngesund und jugendfrisch vor uns steht, als wäre sie gestern entstanden, uns mit den unbefangenen Kinderaugen fröhlich ansieht und zuzurufen scheint: Seid gutes Mutes! Der alte Hort des deutschen Volksgeistes ist unerschöpflich; er macht immer wieder überreich."

Mag auch manches in den auf dem Boden des Volkes erwachsenen Stücken dem jeweiligen Zeitgeist zum Opfer gefallen sein und Wandlungen erfahren haben, die unserem heutigen Geschmack nicht behagen, wie es uns z. B. in dem Brixlegger Stück entgegentritt, so kann das alles den allgemeinen Wert nicht vernichten. Solche Änderungen sind den Einbauten in den alten Kirchen vergleichbar, die wohl auch unseren Geschmack verletzen können, aber bei einer Erneuerung der Kirche Anspruch haben, möglichst berücksichtigt zu werden, weil in ihnen auch eine geschichtliche Berechtigung der Geschmacksrichtung verschiedener Zeiten sich offenbart. Man lernt sie als solche auch verstehen und würdigen.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß in unserer Zeit mehr und mehr wieder das Verständnis für das religiöse Volksschauspiel auflebt. Auch das Weihnachtsspiel hat dabei Beachtung gefunden. Hier ist es vor allem auch auf evangelischem Boden am leichtesten, die Fühlung mit dem Volke zu finden. Die alten Weihnachtsspiele in ihrem urkräftigen Volkshumor unverändert aufleben zu lassen, wird freilich kaum gelingen. Dazu fehlt dem Geschlechte unserer Zeit zu sehr die unbefangene Naivetät vergangener Zeiten.

Es sind so manche neue Weihnachtsspiele in den letzten Jahrzehnten entstanden, manche, die man allerdings nur als geschmacklos ablehnen muß, aber auch andere, die recht Erfreuliches darbieten, z. B. die von Professor Friedrich Spitta und Pfarrer Joh. Lehmann verfaßten. Auch eine Bearbeitung des alten Lößnitzer Christspieles aus dem sächsischen Erzgebirge ist von Pfarrer Fr. Naumann versucht worden und hat vielfach bei seiner Darstellung freudige Aufnahme gefunden. In Anlehnung an alte Muster hat ferner Pastor L. Seidel in Lichtenstein in Sachsen ein Weihnachtsspiel verfaßt, das in Leipzig im Jahre 1900 vielen Anklang gefunden hat. Er führt in glücklicher Weise, gleichsam an Stelle des Chores in der altgriechischen Tragödie, zwölf Jungfrauen ein, die das Volk Gottes vertreten und auf einer Vorbühne die Verbindung der einzelnen Scenen durch Wort und Lied bewirken, auch hie und da in die Handlung selbst eintreten. Der auf S. 60 erwähnte „Krippenverein" in Oberwiesenthal hat vor allem auch die Förderung guter Weihnachtsspiele im Volk sich zum Ziel gesetzt.

Noch aber müssen wir einen eigenartigen und, soweit wir aus dem gedruckten Werk es beurteilen können, sehr wohlgelungenen Versuch erwähnen, der das Weihnachtsspiel musikalisch und zugleich zum Teil mit lebenden Bildern, zum Teil dramatisch zu gestalten sucht.

Schon in dem Weihnachtsoratorium von Heinrich von Herzogenberg, zu dem Professor Friedrich Spitta in Straßburg einen trefflichen Text geliefert hat, erscheint der dramatische Charakter des Werkes, wenn es auch nicht sichtbar vorgeführt wird. Philipp Wolfrum in Heidelberg ist nun einen Schritt weiter gegangen in seinem im Jahre 1898 und zwar, irren wir nicht, in Heidelberg mit vielem Anklang zur Aufführung gelangten „Weihnachtsmysterium nach Worten der Bibel und Spielen des Volkes". Das Weihnachtsmysterium besteht zum Teil aus erzählenden Partieen, die, wie in den Schützschen und Bachschen Passionen, der Evangelist singt, während zu gleicher Zeit der Gegenstand des Berichtes als lebendes Bild auf der Bühne erscheint. Zuweilen übernimmt auch der Chor die musikalische Begleitung der lebenden Bilder mit Liedern. Zum Teil aber treten auch

dazwischen dramatische, auf der Bühne gesungene Scenen ein. Die Absicht Wolfrums ist, daß in der Kirche, etwa auf dem Altarraum, die lebenden Bilder und die dramatischen Scenen dargestellt werden, während die Musiker, die Sänger und der Evangelist, die nicht auf der Bühne erscheinen, für die Zuschauer unsichtbar bleiben. Nach einem



Abb. 105. Die Geburt Christi. Von Friedrich Overbeck.
Aus: „Vierzig evangelische Darstellungen aus dem Neuen Testament“, gestochen von Fr. Keller. Mit besonderer Erlaubnis von A. W. Schulgen, Kunstverlag in Düsseldorf. (Die Originale sind verbrannt.)

Vorspiel, in dem der Engellobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe“ 2c. und das oben S. 92 angeführte Lied von **Nikolaus Hermann**: „Seid fröhlich und jubilieret“ (nur im Text etwas geändert) gesungen wird, folgen die Scenen der biblischen Erzählung und zwar: die Verkündigung der Geburt Jesu an Maria durch den Engel Gabriel, der Lobgesang der Maria, die Geburt Jesu, die Verkündigung des Engels an die Hirten, Maria an der Krippe, die Hirten an der Krippe, die drei Könige aus dem Morgenlande. Als durchaus dramatische Scenen sind die Hirtenscenen auf dem Felde und an der Krippe gedacht. Die alten bekannten Lieder: „Joseph, lieber Joseph mein“, wobei Maria und Joseph ebenfalls im Wechselgesang und Duett auf der Bühne singen, ferner „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“, „Laßt uns das Kindlein wiegen, das Herz zum Kripplein biegen“ und andere sind gut verwendet. Den Schluß bildet Gellerts Lied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ und das „Ehre sei Gott in der Höhe“, vom Chor gesungen.

Möchte das Weihnachtsspiel, in welcher Form es auch zum Leben erweckt wird, gesunde Blüten und Früchte tragen und zur Belebung des christlichen und deutschen Volkslebens mithelfen.

VI.

Allerlei Weihnachtsbräuche.

Weihnachtssitten, Weihnachtsbräuche — welch weites, buntes Gebiet thut sich da für die Vergangenheit und die Gegenwart auf! Auch die Weihnachtskrippen und Weihnachtsspiele, die wir in den beiden vorausgehenden Abschnitten behandelten, gehören dazu, und ebenso müßten wir eigentlich die Christbescherung und den Christbaum, von denen die letzten beiden Abschnitte handeln werden, auch zu den Weihnachtsbräuchen zählen.

In diesem Abschnitt soll aber zunächst ein Blick auf die hauptsächlichsten Volkssitten geworfen werden, die außer den eben genannten uns begegnen.

Es ist etwas Eigenartiges um Volkessitten. Sie pflanzen sich mit einer erstaunlichen Zähigkeit und Lebensfähigkeit von Geschlecht zu Geschlecht fort, ohne daß ihre Herkunft und ihre ursprüngliche Bedeutung im Bewußtsein des Volkes noch lebendig sind, ja ohne daß man in vielen Fällen ihren Ursprung nachweisen kann. In ihnen gibt vielfach der von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Aberglaube des Volkes sich kund, und ihre Ursprünge reichen meist in das Heidentum der früheren Geschlechter hinein. Oft ist dies überzeugend nachzuweisen. Doch muß man sich andererseits wohl hüten, Zusammenhänge mit vorchristlichen Bräuchen künstlich aufzusuchen, weil das Urteil zu leicht dabei durch äußere zufällige Ähnlichkeiten, die doch in keinem inneren Zusammenhang miteinander stehen, bestimmt werden kann.

Daß heidnische Sitten in das Christentum übergegangen sind, wird niemand leugnen. Wenn in den ersten Jahrhunderten die Kirche sich unbedingt ablehnend gegen jede Anlehnung an entschieden heidnische Formen verhielt, wenn, wie wir sahen, weder das Weihnachtsfest noch der 1. Januar in Rücksicht auf die römischen Saturnalien oder gar das römische Neujahrsfest eingeführt wurden, so hat in späteren Zeiten, jedenfalls vom siebenten Jahrhundert an, als ganze Völker zum Christentum bekehrt wurden, die Kirche ein anderes Verfahren eingeschlagen. Als 496 Bischof Remigius von Rheims den Frankenkönig Chlodwig taufte, soll er ihm zugerufen haben: „Beuge dein Haupt in Demut, stolzer Sigambrer, und verehre von nun an, was du bisher verbranntest, und verbrenne, was du bisher verehrtest.“ Wie die Erzählung von der Bekehrung des Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich, so gehört wohl auch dies Wort selbst dem Sagenkreis an, der sich später gebildet hat. Aber es drückt doch ganz gut die Anschauung der alten Kirche aus, daß alles, was von heidnischem Götzendienst stammt, von Grund aus vernichtet werden müsse. Hundert Jahr später läßt Gregor I. († 604), der vorher ebenfalls die angelsächsischen Missionare angewiesen hatte, die Götzentempel zu zerstören, denselben sagen, daß sie fernerhin dies nicht thun, sondern die Tempel der Heiden nach Zerstörung der Götzenbilder zu christlichen Kirchen weihen sollen. Er läßt auch den getauften Heiden ihre Sitten. „Weil die Angelsachsen bei ihren Götzenopfern viele Stiere zu schlachten pflegen, so muß auch diese Sitte zu irgend einer christlichen Feierlichkeit für sie umgewandelt werden. Denn wenn ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, werden sie um so geneigter zu den innerlichen Freuden werden.

Den rohen Gemütern auf einmal alles abzuschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, weil auch der, so auf die höchste Stufe steigen will, durch Schritt und Tritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt." So wurde auch von der Kirche vorsichtig belassen und als ein Gefäß angesehen, das mit christlichem Inhalt gefüllt werden sollte, was doch ursprünglich Ausdruck heidnischen Götzendienstes war.

Insonderheit auf deutschem Boden finden wir daher viele Sitten, die zweifellos auf heidnischen Ursprung zurückzuführen sind.

Das Weihnachtsfest, das von Rom aus zu den deutschen Völkern kam, als diese christlich wurden, fällt in die heiligste Zeit der alten Germanen. Kein Volk des Südens mit seinem immer klaren Himmel und der wenig wechselnden Temperatur lebte ja so innig verbunden mit der Natur, wie die nordischen Völker, wie besonders auch unser deutsches Volk.

Wuotan oder Wodan, in der skandinavischen Sage Odin, der einäugige Himmelsgott der alten Deutschen, wie ja auch der Himmel in der Sonne nur sein einziges Auge hat, ist auch der Gott des irdischen Segens, der die Gaben des Feldes aus der Erde hervorlockt. Er segnet den Acker, er spendet den Sieg, er leitet auch die Geschicke der Menschen. Ihm gehören die Ernte- und Frühlingsopfer. Ihm zur Seite steht seine Gemahlin Frigga oder Holda oder Berchta, die mütterliche Erdgöttin. Sie nimmt an ihres Gemahles Thätigkeit und Ehre teil.

Nach der Bestellung des Winterackers begann die heilige Zeit des Gottes. Vor allem aber gipfelte die Feier in der Zeit der Sonnenwende, da das Aufwachen des Naturlebens von neuem anhebt. Diese Festesfeier trägt den noch nicht genügend erklärten Namen „Jul". Die Zeit der zwölf Tage vom 25. Dezember bis 6. Januar,



Abb. 106. Anbetung der Hirten. Zeichnung von Jul. Schnorr von Carolsfeld. (Aus dessen Bibel in Bildern, Verlag von Georg Wigand in Leipzig.)

als die Zwölfnächte oder die Zwölften bezeichnet, war besonders heilig, wie wir schon früher bemerkten. In diesen Tagen und Nächten zog Wuotan mit seinem breiten, tief ins Gesicht gedrückten Sturmhut, mit seinem stahlblauen Wettermantel auf seinem achtbeinigen weißen Roß Sleipnir im Sturmesbrausen — denn er ist auch der Gott des Windes — durch die Lande, begleitet von seiner Gattin Berchta und gefolgt von einem wilden Heer. Die heiligen Feuer flammten dann auf den Höhen auf, es wurden feurige Räder gerollt, und Fackeln leuchteten auf den Feldern. Das Herdfeuer, das zuvor sorgfältig ausgelöscht worden war, wurde an der reinen Flamme des Wintersonnwendfeuers von neuem angefacht. Es ist Sitte im Mittelalter geblieben und als solche vielfach bezeugt, daß ein schwerer Eichenklotz, gewöhnlich ein Wurzelstock, der Christ- oder Julblock, im Feuerherde zur Weihnachtszeit eingegraben wird, so daß nur das obere Stück offen liegt. Im Jahre 1184 wird dem Pfarrer von Ahlen im Münsterlande gestattet, zum Weihnachtsfeuer einen Baum aus dem Walde zu holen. Öfters ist später vom „Weih-

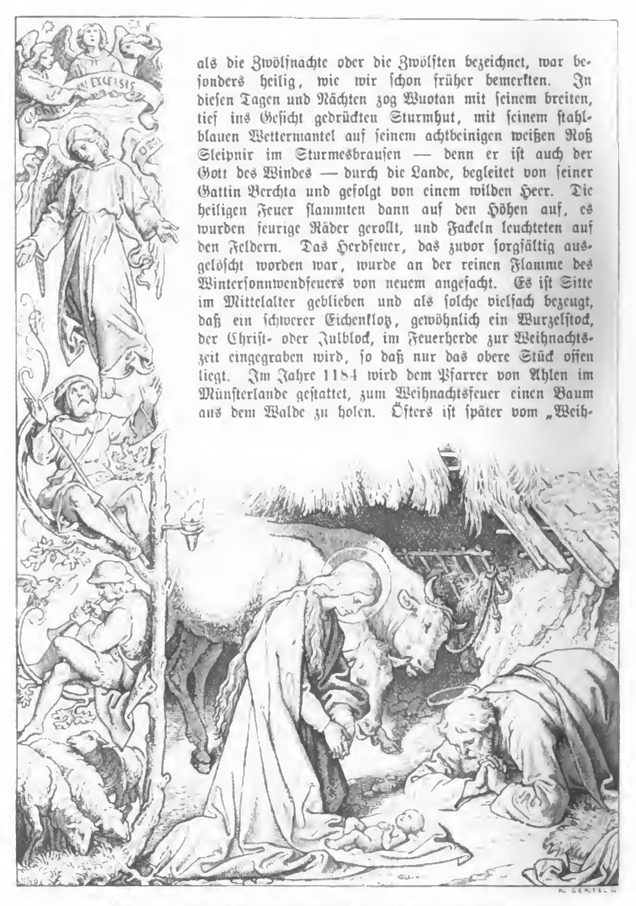


Abb. 107. Geburt Christi. Zeichnung von Josef Ritter von Führich.
(Aus dessen illustrierter Ausgabe von Thomas a Kempis „Nachfolge Christi“, Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.)



Abb. 108. Heilige Nacht. Gemälde von C. Müller.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

nachtsblock" die Rede. Während bei der Sommersonnenwende der Baum ganz verbrannt wird, darf der Weihnachtsblock nur langsam verkohlen. Die Kohlen und Asche dieses Stumpfes hatten besondere Kraft. Sie machen das Feld fruchtbar, auf das sie gestreut werden, sie heilen aber auch Zahnschmerzen.

Die Zeit der Zwölfnächte ist eine Zeit des Gerichtsfriedens. Trefflich stimmte diese altgermanische Sitte zu dem Weihnachtslobgesang: „Friede auf Erden." Alles ergibt sich in diesen Tagen der festlichen Freude. Die Gottheit wacht über der Heilighaltung der Zeit. Der Glaube hat sich mannigfach erhalten, daß in den zwölf Tagen keine Arbeit vorgenommen werden darf; namentlich ist das Spinnen nicht erlaubt. Die Mägde, deren Spinnrocken nicht abgesponnen ist, werden von der hausmütterlichen Göttin Berchta bestraft, ebenso werden aber auch die mit Krankheit gestraft, die während der heiligen Zeit spinnen. In Tirol zeigt man den Kindern den Mann im Mond, der fort und fort Taxen haut zur Strafe dafür, daß er am Weihnachtsabend noch Tannenäste für Viehfutter klein hackte. Anderwärts, wie in Hebels Alemannischen Gedichten, ist die Strafe über den Mann wegen Sonntagsarbeit im allgemeinen ergangen. Das Haus muß fein sauber für die festliche Zeit sein. Wenn in Obersteiermark am Christabend das Haus noch nicht gefegt ist, so schneidet die Perchtel



Abb. 109. Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande.
Gemälde von C. G. Pfannschmidt.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

(Berchta) den faulen Dirnen den Bauch auf und füllt ihn mit Kehricht. Sie trägt zu diesem Zweck Besen, Nadel und Schere bei sich. In Untersteiermark heißt es, daß aus einem Hause, das zu Weihnachten nicht sauber ist, die Kinder verschwinden. Anderwärts hat die Stelle der Berchta die Mutter Gottes eingenommen, die nachts in der Küche nachsieht, ob alles ordentlich ist. Wo Unordnung ist, da weicht sie von dem Hause, und Unglück kommt über dasselbe. Wenn ein Tisch „kreistet" (knistert), so ist es ein Zeichen, daß die Mutter Gottes über ihn hingeht. Die Ordnung des Hauses darf in dieser Zeit nicht gestört werden. So oft der Tisch während der Zwölften von der Stelle gerückt wird, so oft donnert es im nächsten Jahre. Wer die Ruhe der Tage stört, besonders durch lautes Zuschlagen der Thüren, hat zu gewärtigen, daß der Blitz ihn im Sommer trifft.

Die alten Julgelage, die zu Ehren Wuotans als Opferschmäuse gehalten wurden, haben sich, nachdem das Heidentum gebrochen war, bis zum heutigen Tage mannigfach, besonders auch in Skandinavien und England, erhalten. Daß auch das Trinken bei den Deutschen dabei nicht zu kurz kam, ist nicht zu bezweifeln. Wird doch im sechzehnten Jahrhundert von manchen geradezu der Name Weihnachten von den Festgelagen als „Weinnacht" zu erklären gesucht. Der

Eber war bei den Julschmäusen das hauptsächlichste Opfertier. Beim Feste prangte der Kopf des Ebers als Hauptmahlzeit auf dem Tische. Noch heute ist z. B. in der Uckermark Brauch, zu Weihnachten Schweinskopf und Lungenwurst mit grünem Kohl zu essen. In Schlesien wird geräuchertes Schweinefleisch mit Backobst (das sogenannte schlesische Himmelreich) gegessen. In England wird der Brauch noch heute beobachtet, daß feierlich, mit Rosmarin geschmückt, der Schweinskopf als Mittelpunkt der weihnachtlichen Feier aufgetragen wird. Noch sind lateinische und englische Mischlieder, die diesen Brauch besingen, aus älterer Zeit erhalten. So beginnt z. B. das eine in lateinischer Sprache nach deutscher Übersetzung:

Den Kopf des Ebers bring' ich her
Und gebe Gott Preis und Ehr'.

In Norddeutschland hieß der heilige Abend wegen des reichlichen Mahles, das besonders auch der Hausherr dem Gesinde gab, „Vullbuks Abend“, d. h. „Voller Bauch-Abend“. Auch den Kindern wurde eine festliche und reichliche Mahlzeit bereitet; bei ihr wurde ihnen nicht vorgelegt, sondern sie durften sich selbst zulangen, so viel sie wollten. Daher der Kinderwunsch: „O wenn doch erst de Abend keem, da man sülben snitt und sülben itt!“ Auch dem Vieh in den Ställen wird am Vorabend des Festes besseres und reichlicheres Futter vorgelegt und vor dasselbe ein Licht gestellt. Das ist eine Sitte, die uns schon um das Jahr 1400 aus Böhmen, wie vierhundert Jahre später aus Holstein bezeugt wird. In Norwegen steckt der Bauer zum Weihnachtsfest den „Juuleneg“, d. h. eine volle Getreidegarbe an einer Stange auf sein Vorratshaus, um auch der hungernden Vögel nicht zu vergessen.

Die Erinnerung an die Opferschmäuse hat sich auch in Deutschland mannigfach in den besonderen Gerichten bewahrt, die am Christabend oder beim Jahresschluß üblich sind, ohne daß man wohl im einzelnen den Ursprung nachweisen kann. In manchen Gegenden Thüringens müssen Klöße und Hering auf dem Tische stehen, sonst schneidet Berchta den Bauch auf und füllt ihn mit



Abb. 110. The Desire of all Nations. Gemälde von E. A. Followes Prynne.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin. — Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

Häckerling. In Sachsen und Thüringen muß zu Weihnachten und Sylvester Heringssalat gegessen werden. Wer dies thut, hat das Jahr über Geld. In Schwaben wird das Gleiche dem verheißen, der zu Neujahr gelbe Rüben ißt. In manchen Gegenden Deutschlands, auch in Steiermark, ißt man am Weihnachtsabend Karpfen, in der Mark Brandenburg „Mohnpielen“. Das alles sind wohl ursprünglich Opfergerichte. Im Möllthal in Oberkärnten ist es Sitte, in der Dreikönigsnacht Brot und gefüllte Nudeln für die Perchtel (Berchta) auf den Küchentisch zu stellen, damit sie davon koste. Thut sie das, so wird das Jahr gut. In Schlesien hat man das Gleiche auf die Engel übertragen. Man läßt in der Christnacht den Tisch gedeckt, damit die Engel kommen und davon speisen. In Obersteiermark wird den Dirnen die „Berchtelmilch“ gegeben. Die Schüssel mit dem daran gelehnten Löffel wird die Nacht über stehen gelassen. Fällt ein Löffel während der Nacht ab, so muß die, die den Löffel benutzt hatte, im nächstfolgenden Jahre sterben.

Makronenkuchen, Gewürzkuchen, Steinpflaster und Pfefferkuchen.

Besonders mannigfaltig ist auch das Weihnachtsgebäck. Ums Jahr 1400 schon wird ganz besonders als Weihnachtsbrauch das große langgeformte weiße Brot erwähnt. Um 1510 buken die Nonnen im Kloster Günthersthal Lebkuchen. Eine Weihnachtspredigt vom Jahre 1571 spricht von „Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und mancherlei Konfekt und Bilde aus diesen allen“. Eine andere Predigt berichtet im Jahre 1593: „Auf Weihnachten gefallen die Christstrietzel und großen Wecken.“ Noch heute ist der Christstollen, der in der Form das Christkind darstellt, in Sachsen das allgemein verbreitete Weihnachtsgebäck, das auch das ärmste Haus sich zu gewähren sucht. In der Lausitz werden auch solche Stollen mit Mohn gefüllt. Jakob Grimm berichtet, daß Bilder von den germanischen Göttern und den geheiligten Tieren in Teig geformt und von den Frauen in den Tempeln gebacken wurden. In Schweden wurde darum noch in neuerer Zeit dem Weihnachtsgebäck die Gestalt des Julebers gegeben. In Schwaben bäckt man am Nikolaustag „Hanselmänner“ und zu Weihnachten „Springerle“, ein besonders artiges festes Backwerk, das in Holzformen mit allerlei Bildern eingedrückt wird. Die geschnitzten Holzformen vererben sich seit langen Zeiten in den Familien. In der Mark finden sich zu Neujahr die „Pereken“, Kuchen in Pferde- und anderer Tiergestalt. Ähnlich sind die „Nüjarskaukjes“ in Ostfriesland. Im Süden Deutschlands, besonders in Schwaben, wird Huzelbrot, im bayerisch-österreichischen Gebiet Klozen- oder Klözenbrot bereitet, das vom Nikolaustag (6. Dezember) bis zum Dreikönigstag gegessen wird. Huzeln und Klözen sind verschiedene Ausdrücke für gedörrte Birnen. In Bayern beschenken hie und da die Mädchen ihre Liebhaber in der Christnacht mit einem Klözenscherz. Neben dem Klözenbrot werden in Steiermark noch die „Putizen“ gebacken, ein mit Nuß und Mohn gefülltes Gebäck.

Die Zeit der Zwölfnächte birgt ganz besondere Kräfte in sich. Durch Deutschland ist die Sage verbreitet, daß in der Christnacht um Mitternacht die Tiere in den Ställen Sprache erhalten und miteinander reden. Wer keine Todsünde auf dem Gewissen hat, kann sie reden hören. Um die Mitternacht fallen die Tiere auf die Kniee und beten. Die Geister haben in dieser Nacht keine Gewalt. Shakespeare läßt im „Hamlet“ den Soldaten Marcellus berichten:

Sie sagen, immer wenn die Jahrszeit naht,
Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
Die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel (der Hahn).
Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Kein Elfe faht, noch mögen Hexen zaubern;
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.



Abb. 111. Die heilige Familie. Gemälde von Ludwig Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Elstern, die in diesen zwölf Nächten geschossen und sodann vollständig zu Kohle verbrannt werden, geben ein unfehlbares Mittel gegen Epilepsie.

In der Weihnachtszeit wandeln die Brunnen der Tiefe ihr Wasser zu Wein. Auch durch diese Beziehung zum Wein, die allerdings eine edlere als die oben (S. 104) erwähnte ist, wird im achtzehnten Jahrhundert der Name Weihnachten als „Weinnachten" verstanden.

In diesen Tagen sind auch die Schätze der Erde dem Menschen offen, wenn er es recht versteht. Die blaue Blume, die anderwärts in der Johannisnacht blüht und den Ort des Goldes in der Erdtiefe verrät, wird in manchen Gegenden auch in der Weihnachtsnacht gefunden. In Obersteiermark heißt es, die Leute, die reich werden wollen, müssen am Christabende eine Bahre dreimal um die Kirche tragen. Das muß innerhalb einer halben Stunde vollbracht sein, ist aber nicht leicht durchzuführen. Die armen Seelen setzen sich auf die Bahre, daß sie ganz schwer ist. Einer muß mitgehen, der die Seelen herunterwischt. Kommen die Leute in einer halben Stunde zum Ziele, so erhält jeder einen Haufen Geld; gelingt es aber nicht, so ist ihr Leben verwirkt. Ja noch mehr. Man muß, so heißt es in Eisenerz in Obersteiermark, die Leiche, die zuletzt begraben ist, ausscharren und auf einer Bahre nachts zwischen elf und zwölf Uhr um eine Kirche ziehen, die drei Thore und einen Friedhof hat. Einer muß ziehen, der andere muß mit einer Rute vom Elsenbaum (Ebereschenbaum), die drei Knospen hat, fortwährend einhauen, weil die Teufel sich auf die Bahre setzen und das Ziehen erschweren. Die meisten sind bis zwölf Uhr nicht zum Ziele gekommen und haben es mit dem grausigen Tod bezahlt, weil der Teufel sie zerrissen hat. Nur einer ist einmal rasch über die Friedhofmauer gesprungen, und der Teufel hat nur noch den Rockzipfel erwischt. Wer freilich bis zwölf Uhr zum Ziele kommt, bekommt vom Teufel die Leiche mit Gold aufgewogen. Wer in der Christnacht, der Neujahrsnacht und der Dreikönigsnacht wacht, kann sich unsichtbar machen. Freilich erleidet er durch den Teufel in der letzten Nacht große Anfechtungen, aus denen er nur sich retten kann, wenn er ein Kreuz vom Holze eines Elsenbaumes, der am Johannistage noch blühte, trägt.

All solcher Aberglaube weist auf heidnischen Ursprung hin, wenn auch im einzelnen die Verbindungsfäden kaum nachzuweisen sind.

Entschieden heidnischen Ursprungs sind aber die Gestalten, die in unserem deutschen Volksleben besonders in der der Weihnachtszeit vorausgehenden Zeit als lebende Personen auftreten, zumal der sogenannte Schimmelreiter, vor allem aber der Knecht Ruprecht, der Niklas, der Pelzmärtel, die auch in verschiedenen Gegenden unter anderen Namen erscheinen.

Wir gedachten oben des Rittes Wuotans, der auf seinem weißen Roß in jener Zeit durch die Lüfte zieht. In der Darstellung des Schimmelreiters wird in vielen deutschen Gegenden die Erinnerung daran bewahrt. Bei den Wenden der Niederlausitz, in Schlesien, Pommern, Preußen und anderwärts kommt zu Weihnachten der Schimmelreiter in die Spinnstuben. Ein Bursche mit tief ins Gesicht gezogenem großen Hute hat hinten und vorn mit einem Leintuch überdeckte Siebränder angebunden, die den Rücken des Schimmels darstellen. Aus dem vorderen Stück ragt eine Stange hervor, an der ein aus Werg gefertigter, mit weißen Tüchern umwickelter Pferdekopf steckt, während an dem hinteren Teil des nachgemachten Pferdes ein Schwanz aus Werg oder Flachs sich befindet. Oft springt der Schimmelreiter über einen an die Thür gesetzten Stuhl in das Zimmer und ergreift eins der versammelten Mädchen zum Tanz. In Schlesien wird auch der Schimmel durch drei Burschen dargestellt, deren jeder die Arme über die Schultern des Vordermannes legt. Alle sind mit einem Tuch bedeckt. Der vorderste hat einen nachgemachten Pferdekopf vorgebunden oder hebt einfach seine Hände mit dem Tuche als Hals und Kopf des Pferdes empor. Ein vierter Bursche sitzt aber als Reiter auf den Schultern des mittelsten der unter dem Tuche verborgenen Burschen. Auch der Schimmel ohne den Reiter kommt hie und da vor, öfters von dem Bär begleitet, einem Burschen, der in Erbsstroh gehüllt den gefesselten Bären spielt und „Erbsbär" genannt wird. Woher er stammt, ist allerdings schwer zu sagen. In einigen Gegenden geht







Abb. 112. Die heilige Nacht. Gemälde von Fritz von Uhde. (Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

auch der „Haferbräutigam“ oder „Habersack“ mit, ein ganz in Haferstroh eingehüllter Knecht. Auf der Insel Usedom tritt noch der „Klapperbock“ hinzu, ein Bursche mit einem Ziegenkopfe, dessen untere Kinnlade beweglich ist, so daß durch Zusammenschlagen beider Kinnladen mittelst eines Bindfadens geklappert werden kann. Er stößt die Kinder, welche nicht beten können.



Abb. 113. Der heilige Abend. Gemälde von Fritz von Uhde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin. — Copyright 1894 by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

In der Mark erscheinen auch die „Feien“, junge Leute mit geschwärztem Gesicht in Weiberkleidern.

Eine vertrautere Gestalt ist aber in der Weihnachtszeit der Knecht Ruprecht, der St. Niklas, der Pelzmärtel. Die Gestalten sind jetzt vielfach nicht mehr zu unterscheiden, müssen aber doch zunächst als verschiedene Persönlichkeiten verstanden werden.

Knecht Ruprecht (Abb. 138) ist in dem Gebiete Deutschlands, das von Thüringen und dem Unterharz bis Oberschlesien und vom Fichtel- und Erzgebirge bis an die Ostsee in Pommern, West- und Ostpreußen reicht, bekannt. Er kommt während der Zeit vom Andreasabend (30. Nov.) oder vom ersten Advent an, meist kurz vor dem Christfeste in umgewendetem Pelz, das Gesicht mit dickem, langem Bart bedeckt, auf dem Kopfe die Pelzmütze, in der einen Hand die Rute oder auch den langen Besen, auf dem Rücken den Sack oder auch einen Korb, aus dem er die guten Kinder beschenkt. Ruprecht fragt mit rauher Stimme nach den Kindern, läßt sie beten und Liederverse aufsagen und läßt aus seinem Sack Äpfel, Nüsse, Backwerk und dergl. rollen. Manchmal kündigt er sich nur durch Pochen an und wirft Äpfel und Nüsse durch die ein wenig geöffnete Stubenthür. Außer dem gewöhnlichen Namen Ruprecht finden sich auch Abwandlungen durch den Dialekt: Ruprich,



Abb. 114. Die Weisen aus dem Morgenlande. Gemälde von Fritz von Uhde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin. — Copyright 1897 by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

Rumpknecht, Rumprecht, Uprecht und ähnlich. Öfters wird er auch als „Weihnachtsmann“, ja als „heiliger Christ“ bezeichnet. Im Erzgebirge führt sich Ruprecht mit den Worten ein:

Ich komme geschritten,
Hätt' ich ein Pferdlein, käm' ich geritten,
Ich hab' wohl eins im Stalle stehen,
Aber es kann nicht über die Schwelle gehen.

Ähnliche Verse, auch anders lautende, werden aus den verschiedensten Gegenden unsres Vaterlandes berichtet.

gegenwärtigt ist, oder ob es vielmehr, wie neuerdings behauptet wird, Donar der nordische Thor ist, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls ist der „ruhmprangende“ Ruprecht, der Vertreter der altgermanischen Gottheiten, zum Knecht des Erlösers Christus geworden, der dessen Kommen vorbereitet und oft auch zum Begleiter des Christkindes wird, das, wie wir sehen werden, auch in der Zeit vor Weihnachten öfters erscheint.

In den übrigen deutschen Ländern erscheinen als Weihnachtsmänner statt des



Abb. 115. Die heilige Familie. Gemälde von F. von Suchodolski.

Auf Usedom erscheint Ruprecht zugleich mit dem obengenannten Schimmelreiter und dem Klapperbock. Er selbst ist in Erbsstroh gehüllt und vertritt dann zugleich den Erbsbär. Alle drei Gestalten werden zusammen als Ruprecht bezeichnet.

Daß mit Ruprechts Namen „Hruodperacht“ d. h. der „Ruhmprangende“ Erinnerungen an alte Göttergestalten der Germanen sich verbinden, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn es auch nicht direkt bewiesen werden kann. Ob darin, wie die meisten Forscher der germanischen Mythologie annehmen, die Gestalt des Wuotan erscheint, der auch im Schimmelreiter ver-

Ruprecht zwei Heilige: St. Martin und St. Nikolaus. Die heidnische Gestalt des Wuotan-Ruprecht oder Thor-Ruprecht macht christlichen Heiligen Platz. Ersterer tritt mehr in den westlichen und südwestlichen Gebieten auf, die an Frankreich grenzen. Ist doch der heilige Martin († 400), der Ritter zu Pferd, der seinen Mantel für den am Wege sitzenden Bettler mit seinem Schwert zerteilte, und der später Bischof von Tours wurde, der Schutzpatron Frankreichs und der besondere Heilige für Mainz und Würzburg. Der Tag seines Begräbnisses (11. November) wurde zum Martinsfest durch Übertragung der Feier des Herbstopfers, mit







Abb. 116. Die heilige Nacht. Gemälde von Walter Firle.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. — Copyright 1897 by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

welcher die dem Wuotan geheiligte Winterzeit bei den Germanen zum Dank für den eingeernteten Segen begann. Der heidnischen Volkssitte wurde christliche Form gegeben. In dem am Martinstag oder auch in der Weihnachtszeit erscheinenden „Pelzmärtel" oder dem „Märtesmännchen", wie er am Niederrhein genannt wird, ist doch wohl die Erinnerung an Wuotan vorhanden. Auch der Schimmel, auf dem Martin in manchen Gegenden geritten kommt, läßt uns die Verbindung mit diesem Gott erkennen. Thatsächlich hat Martin sich mit der Person des Ruprecht verschmolzen und erscheint in derselben äußeren Gestalt. Von dem ritterlichen Martinus auf dem weißen Roß mit dem Reitermantel, den die Kirche den neubekehrten Völkern anstatt des Wuotan darbot, ist nichts mehr zu finden. Ruprecht und Märtel sind jetzt nur verschiedene Namen für dieselbe Gestalt. Als Bischof mit dem Krummstab kommt jetzt Martin nur noch im vlämischen Belgien (Antwerpen) vor.

Warum der heilige Nikolaus, der eine ganz sagenhafte Persönlichkeit ist, Bischof von Myra in Lykien gewesen sein soll und als Schutzpatron der Schiffer und Kaufleute gilt, zu dem Vorboten des Christkindes geworden ist, wird man kaum erklären können. Vielleicht hat sein Tag, der 6. Dezember, der genau einen Monat vor dem Abschluß der Zwölf-Nächte, dem Dreikönigstag liegt, dazu mitgewirkt. Er kommt im Nordwesten und Norden Deutschlands bis zu den Ufern des baltischen Meeres, sowie in Böhmen und Oberschlesien als Bote des nahenden Festes, in manchen Gebieten nur zu den katholischen Familien, während die Protestanten den Ruprecht oder Pelzmärtel haben. Meist ist er eine freundlichere Figur, ein ehrwürdiger Greis mit Bischofsmütze und langem Stab. Im Elsaß kommt er auf einem Esel geritten, der durch eine umgebundene Schelle sein Kommen ankündet. Er trägt verschiedene durch den Dialekt der Gegend gebildete Namen: Niklas, Niklo, Nikolo, Nikla, Klaus, Zemiklas, Niklosa, der gute Klos, Ruklas und ähnlich. Er wird von seinem Diener begleitet, einem plumpen in Pelz verhüllten Gesellen, der vollständig dem Knecht Ruprecht gleicht und auch in den verschiedenen Gegenden verschiedene Namen hat: „Hanstrapp" oder „Biggesel" im Elsaß, „Krampus" in Niederösterreich, wo er eine Teufelslarve trägt, „Klaubauf" in Bayern, weil er den Kindern beim Hinwerfen der Äpfel und Nüsse zuruft: „Klaub auf!", „Putenmandl" oder „Buzemann"*) in der Berchtesgadener Gegend, „Bartel" in Steiermark und Kärnten, „Schmutzi" am Bodensee**), „Hans Hinderfür" „Popelmann" u.s.w. (Abb. 139). Öfters freilich sind diese zwei Personen in eine verschmolzen und der heilige Nikolaus nimmt vollständig die Gestalt seines rauhen Dieners an. Er erscheint ganz als Ruprecht, und die Züge des Heiligen sind völlig verwischt.

St. Nikolaus erscheint aber oft nicht in Person vor den Kindern. Heimlich legt er den artigen Kindern Gaben auf das Bett oder unter dasselbe. Vor dem Schlafengehen stellen die Kinder Schüsseln unter das Bett und sprechen:

Sankt Nikolaus, leg mir ein,
Was dein guter Wille mag sein;
Äpfel, Birnen, Nuß und Kern
Essen die kleinen Kinder gern.

Am Morgen sind die Schüsseln, auch die Schuhe mit Gaben gefüllt. Meist bringt er aber auch eine Rute mit.

Erwähnt muß aber noch werden, daß auch in manchen Gegenden, besonders am Abend des 5. Januar, eine weibliche Gestalt, die „Berchtel", „Perchtel", „Butzenbrecht", „Pudelmutter" herumgeht, deren Name schon deutlich an die Gattin des Wuotan, Berchta, erinnert, die ja als treue Begleiterin Wuotans mit ihm zieht.

Martin Luther hat den St. Niklas auch in seinem Hause zur Weihnachtszeit, jedenfalls am 6. Dezember, gehabt, denn in seiner Hausrechnung, die er mit seiner Käthe über die Ausgaben seines Hauses aufstellt, erwähnt er ausdrücklich neben den Geschenken, die der Jahrmarkt für Kinder und Gesinde nötig macht, auch die des St. Niklas. Noch heute kennt der katho-

*) Daher stammt das Kinderlied:

Es geht ein Bi- Ba- Buzemann
In unserm Haus herum,
Er rüttelt sich, er schüttelt sich
Und wirft sein Säckchen hinter sich.

**) Das erinnert an den in Mitteldeutschland vielfach gebräuchlichen Scheltnamen „Schmutzbartel".



Abb. 117. Le chant de Noël. Gemälde von Juliaan de Vriendt in Brüssel.

lische Westen und Süden den Nikolaustag als Kinderfesttag.

Die Evangelischen nahmen mannigfach Anstoß daran, daß in der Weihnachtszeit der heilige Niklas das Christkind und sein Kommen in den Hintergrund drängte. Im Jahre 1608 erinnert der Prediger Martin Bohemus in einer Predigt an den Brauch, „daß etliche Eltern den Kindern etwas auf das Bett legen und sagen: St. Niklaus hat es beschert, welches ein böser Brauch ist, weil dadurch die Kinder zum Heiligen gewiesen werden, da wir doch wissen, daß nicht St. Niklaus, sondern das heilige Christkindlein uns alles Gutes an Leib und der Seelen bescheret, welches wir auch allein darum anrufen sollen". Ein anderer mahnt ebenfalls daran, man solle den Kindern lieber sagen, das liebe Christkindlein schicke solche Gaben voran; wenn sie fromm sein würden, so sollten bessere auf den Christtag hernach folgen.

Thatsächlich tritt auch das Christkind selbst, nicht nur in protestantischen, sondern auch in katholischen Gegenden vielfach an die Stelle der heidnischen Gestalt des Ruprecht. In manchen Gegenden singen die Kinder:

> Christkindele, Christkindele,
> Komm doch zu uns herein!
> Wir haben ein Heubündele
> Und auch ein Gläsele Wein.
> Das Bündele fürs Esele,
> Fürs Kindele das Gläsele,
> Und beten können wir auch.

Ruprecht ist oft der Knecht, der das Christkind begleitet, wie wir schon oben andeuteten. Noch öfter aber wird das Christkind von den heiligen Gestalten des Nikolaus, sowie des Joseph oder des Petrus, die an die Stelle des Ruprecht treten, begleitet. Häufig ist auch der Engel Gabriel dabei, der das Christkind auf seinem Wagen fährt. In der Adventzeit treten diese heiligen Gestalten mit Gesängen und Versen in die Kinderstuben und führen kleine dramatische Scenen auf, in denen auch Kinder und Eltern mitspielen. Bis zum heutigen Tag hat sich der Brauch hie und da erhalten. Das Christkind wird fast immer von einem Mädchen, und zwar auch als Mädchen erkenntlich, dargestellt. Es ist bekleidet mit einem weißen Ärmelhemd oder mit einem weißen Kleide, einem rotseidenen Gürtelband und gleichfarbiger Schürze, an den Schultern und auf dem Rücken mit bunten, seidenen Bändern, auch mit einer Krone und mit goldenen Flügeln geschmückt und hat vor dem Gesicht einen Schleier, auf dem Kopfe einen Kranz. Fast immer trägt es eine Klingel oder auch einen Schlüsselbund, in der einen Hand ein Körbchen mit Früchten und Backware, in der anderen einen Zweig oder eine Birkenrute.

Mannigfach sind solche dramatische Scenen für die Zeit vor Weihnachten vorhanden. In manchen tritt deutlich der protestantische Ursprung oder wenigstens die spätere evangelische Umarbeitung uns entgegen, weil das Weihnachtslied Luthers:

> Vom Himmel hoch, da komm' ich her

mit verwendet ist. Ein anderes, das deutlich als auf schlesischem Boden erwachsen sich erweist, und in dem neben dem Christkind der Engel Gabriel und Petrus auftreten, wollen wir mitteilen:

Christkind:

> Ich soll fragen, ob die Kinderlein
> Den Eltern auch gehorsam sein,
> Ob sie fleißig in die Schule gehn
> Und züchtig vor dem Tische stehn?
> Wenn sie fleißig beten, singen und spinnen,
> Wird das Christkind eine große Bürde bringen;
> Wo sie aber nicht fleißig beten, singen und spinnen,
> Wird das Christkind eine große Rute bringen.

Die Eltern:

> Wenn die Kinder in die Schule gehn,
> Bleiben sie auf der Gasse stehn,
> Die Bücher thun sie zerreißen,
> Die Blätter in finstre Winkel schmeißen,
> Solche Possen treiben sie.

Engel Gabriel:

> Ach liebes Christkindlein, wenn ich wär' wie du,
> So hieb' ich mit Ruten und Peitschen zu.

Christkind:

> Ach lieber Engel Gabriel, sei doch nicht so hart,
> Die Kindlein sind ja noch jung und zart.

Petrus:

> Ach liebes Christkindlein, laß dir raten,
> Wir wollen wieder nach Hirschberg fahren.

Christkind:

> Lieber Engel Gabriel, spann an den goldenen Wagen,
> Wir wollen wieder in den Himmel fahren.



Abb. 118. Weihnachten. Gemälde von Julius Exter.

Petrus:

Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht,
Ich hab' mir mein Bett nach Hirschberg gemacht.

Engel Gabriel:

Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht,
Ich hab' mir mein Bett im Himmel gemacht.

Christkind:

Gute Nacht, gute Nacht ihr lieben Kinderlein,
Die Christnacht will ich wieder bei euch sein.



Abb. 119. Die Herberge von Bethlehem.
Nach: „Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn" von W. Steinhausen. Verlag der Vereinsbuchhandlung, Stuttgart.

Mit dem Christkind, das, wie gesagt, meist in weiblicher Gestalt erscheint, ist durchaus nicht etwa der zu Weihnachten geborene Heiland selbst dargestellt. Das geht deutlich daraus hervor, daß es auch in einzelnen der von uns früher genannten Weihnachtsspiele handelnd auftritt, sogar während zugleich das Jesuskind in der Krippe liegt. Da sagt das Christkind ausdrücklich in dem einen Spiel:

Der heil'ge Christ werd' ich genannt,
Vom Himmel hoch herab gesandt,
Die Krone trag' ich auf meinem Haupt,
Die hat mir Gott der Sohn erlaubt,
Und hätt' sie mir nicht Gott der Sohn erlaubt,
Könnt' ich sie nicht tragen auf meinem Haupt.

Das Christkind erscheint daher als eine Gestalt, die ganz im allgemeinen das kommende Weihnachtsfest mit seiner Herrlichkeit für die Kinder darstellt. In ihm vereint sich all das, was in den mancherlei Gestalten des Knecht Ruprecht, des Nikolaus, des Martin gegeben ist, nur daß es hier von vornherein sich als aus christlichem Geist erwachsen bezeugt. Auch Ernst Rietschel hat ja in seinem Relief „Der Christengel" (Abb. 140), ohne Anlehnung an die Weihnachtsgeschichte, das Christkind dargestellt, das von Engeln getragen zur Erde gebracht wird, wie es auch Ludwig Richter in seiner Christnacht (Titelbild) wiedergibt — in beiden eine konkrete Versinnbildlichung des allgemeinen Begriffs „Weihnachten".

Daß das Christkind ebenfalls wie Ruprecht heidnischen Ursprungs und, weil es meist von einem Mädchen dargestellt wird, nur an die Stelle der Berchta (Berchtel)



Abb. 120. Die Anbetung der Hirten.
Nach: „Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn" von W. Steinhausen. Verlag der Vereinsbuchhandlung, Stuttgart.

getreten sei, die sich zum weiblichen Christkind gewandelt habe, wie manche meinen, ist nicht anzunehmen.

Vielfach wurden aber solche Umzüge vermummter Gestalten, für die der Schimmelreiter, der Ruprecht, der Erbsbär und dergleichen Vorbild ist, von jungen Burschen ausgeführt, die von Haus zu Haus zogen, allerlei Unfug zu treiben und Gaben zu heischen. Eine um 1670 in Leipzig geschriebene Schrift über die „Christlarven" klagt: „Der heilige Abend wird zum heidnischen Lauf- und Saufabend. Die Gassen sind voll thörichter Irrwische, voll Büberei und Mutwillen, voll Gaukelei und Phantasei. Und das währt durch die liebe Nacht. Damit man wisse, wohin eigentlich gezielet werde, so merke, daß ich denjenigen Gebrauch verstehe, welcher vor und zur Weihnachtszeit gemein ist: da die nämlich lange vorher vermummten Personen mit klingenden Schellen herumlaufen, sich für des Christs Knecht, St. Martin oder Niklas ausgeben, die Kinder erschrecken, zum Beten antreiben und mit etwas wenigem beschenken. Rücket hernach das heilige Weihnachtsfest näher herzu, so nehmen die Irrgeister desto mehr überhand, bis endlich am heiligen Abend das ganze himmlische Heer (welches der schwarze Popanz vielleicht ausschicket) Häuser und Straßen anfüllet."

Vielfach wurden diese Umzüge vor dem Feste und auch nach dem Feste zu Bitt- und Bettelgängen. Die drei letzten Donnerstage vor Weihnachten heißen in der Gegend von Tübingen und Stuttgart „Knöpflinsnächte". Die Knaben werfen und schießen abends mit einem Rohr Erbsen, Gerste u. dergl. an die Fenster, worauf gewöhnlich mit Schelten und Schlägen von den Hausbewohnern geantwortet wird. In Schwäbisch-Hall wurden 1685 die „Knöpflinsnächte" verboten. Eigentlich sind es Bittgänge. In der Umgegend von Weinsberg singen die Knaben:

Heint ist die heilig Knöpflinsnacht
Korrandi, Korrandi! (?)
Wer mir Äpfel und Birnen geit,
Dem dank i, dem dank i — u. s. w.

Anderwärts in Schwaben heißen diese Nächte „Boselnächte", „Anklopfete" oder „Einreiche". Die Knaben singen:

Anklopfet, Hämmerle,
's Brot liegt im Kämmerle,
Äpfel raus, Bire raus,
Oder i geh inn anders Haus,
Die Rosen, die Rosen,
Die wachsen an einn Stengel,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie ein Engel.

Noch viele andere Knöpflins- und Anklopfete-Lieder werden uns berichtet.

In Holstein, z. B. auf der Insel Fehmarn, ziehen die Kinder mit dem „Rummelpott" herum. Ein länglicher Thonkrug ist mit festem Leder verdeckt. In der Mitte dieses Leders ist ein mit Wachs oder Pech bestrichenes Rohrstöckchen durchgesteckt, das mit großer Geschwindigkeit auf und nieder gezogen wird und ein dumpfes, aber zugleich sehr durchdringendes Geräusch hervorbringt. Die Kinder, mit Tüchern und sonderbaren Hüten unkenntlich gemacht, ziehen vor Weihnachten von Haus zu Haus und „rummeln", indem sie dazu singen:

Annlischen, mak de Dören apen
Und lat den Rummelpott in!
Und wenn de Schipper von Holland kümmt,
Dann hat he goden Sinn!
Schipper wullt du wiken (?)
Bootsmann wullt du striken (?)
Treck de Segel op und dal
Und gif mi wat in'n Rummelpott;
En, twe, dre, veer
Und wennt ok en halwen Daler wer!

Noch müssen wir der Umzüge der heiligen drei Könige gedenken, die besonders am 6. Januar, aber auch in den Tagen vom 1. Januar an geschahen. Mögen sie aus Dreikönigsspielen, die ähnlich wie Weihnachtsspiele waren, entstanden sein, so tragen sie doch mehr den Charakter von Umzügen. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts finden wir die „Sternsinger". Als die drei Könige verkleidet ziehen junge Burschen von Haus zu Haus, während vor ihnen ein Stern an einer Stange getragen wird.

Aus Hamburg wird uns aus dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts der Brauch also geschildert: „Da war ein Stern zu tragen, so großmächtig, daß seine Strahlen den kleinen Träger vorn ganz bedeckten, während hinten ein unhistorischer Kometenschweif nachschweifte; da waren drei Könige vorzustellen mit langen Ziegenbärten, schleppenden Mänteln, mit goldpapierenen Kronen, langen Zeptern und Kegelkugeln als Reichsäpfeln. Und unter den dreien war gar ein schwarzer Mohrenkönig. So zogen die unheiligen drei Könige langsam



Abb. 121. Die Hirten an der Krippe.
Aus: Christkind, 16 Aquarelle von Paul Mohn; mit Text von Karl Gerok. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

und bedächtig durch die Gassen, gefolgt von jubelnden Kinderscharen, deren Geschrei nur verstummte, wenn vor den Thüren angesehener Leute die Könige mit ihrem Sternträger ganz ehrbar ein geistliches Lied zu singen begannen. Es folgte oft ein weltlich Schelmenlied, das ganz arglos mit derselben trübseligen Miene vorgetragen wurde, als wär's ein Bußpsalm. Dann sammelten sie milde Gaben ein, Butterbrot, Kuchen, Äpfel und Nüsse, selten bares Geld. Häufig nötigte man sie in die Häuser, zum Entzücken der kleinen Kinder, welche sich anfangs in scheuer Ehrfurcht den vermummten Gestalten näherten, aber zuletzt selbst mit dem schwarzen Mohren Freundschaft schlossen. Sie schieden mit dem alten hell herausgegröhlten Verse:

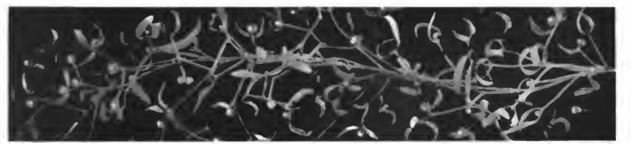
> Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
> Sie essen und trinken und bezahlen nicht gern.

Noch heute gehen in vielen Gegenden Deutschlands die heiligen drei Könige Gaben heischend von Haus zu Haus. Alois Gabl gibt uns in einem Bilde die Darstellung der umziehenden heiligen drei Könige in Tirol (Abb. 135). Die Lieder aber sind meist zu Bettelliedern geworden.



Abb. 122. Tiroler Krippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)





Ein Mistelzweig.

VII.

Weihnachtsbescherung und Weihnachtsmarkt.

Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt eine interessante Niederschrift, die um das Jahr 1400 von einem Presbyter Alsso herrührt, der selbst ein Deutscher war, aber in czechischer Landschaft, und zwar in dem am Fuß des Weißen Berges unweit Prag gelegenen Benediktinerkloster Břevnov (auch Brzewnow geschrieben) lebte, das schon im Jahre 993 von dem zweiten Bischof Prags Adalbert gegründet war. Er schrieb über die Weihnachtsbräuche, nicht aus eigener Beobachtung, sondern erst in seinem Alter auf Grund von Berichten anderer. Doch machen seine Mitteilungen den Eindruck der Zuverlässigkeit. Wenn seine Mitteilungen sich auch zunächst nur auf Böhmen beschränken, so finden wir darin gewiß auch deutsche Sitten. Einzelnes aus der Schrift haben wir schon im vorigen Abschnitt verwendet.

In dieser Schrift kommt häufig der Ausdruck „largum sero“ für den Weihnachtsabend vor. Er gebraucht dies Wort aber besonders in dem Sinne des „Weihnachtsgeschenks“, so daß er zuletzt die Schrift selbst als „largum sero“ seinem „Herrn und teuren Freund“, auf dessen Befehl er die Schrift geschrieben hat, übersendet. Es ist das Wort die mittelalterliche Übersetzung der den Czechen eigentümlichen Benennung štědrý večer d. h. „freigebiger Abend“.

Nachdem er als erste Sitte des Tages vor Weihnachten das Fasten bis zum Abend genannt hat, sagt er bei der zweiten Sitte, indem er vorher auf die freigebige Güte Gottes hingewiesen hat: „Mit Recht heißt daher der Vorabend ‚freigebiger Abend‘ (largum sero), weshalb auch die gläubigen Christen an diesem Abend freigebiger werden, als zu anderen Zeiten, zu Ehren und zum Gedächtnis jener Freigebigkeit vom Himmel. Kein Familienvater ist so arm, daß er nicht an diesem Abend freigebig eine Spende gäbe.



Abb. 123. Stadtbild. Aus der Moserschen Krippe in Bozen.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)



Abb. 124. Engel. Tiroler Klosterarbeit für eine Weihnachtskrippe. (Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

mehr Futter als sonst erhält, fährt er fort: „Ebenso pflegten die Alten in dieser Nacht ihre Taschen offen zu halten, damit, wohin sie auch gingen, das Geld und die Hand sogleich bereit seien, dem Armen zu geben. Überdem legten sie während des Frühstücks das Geld auf den Tisch, nicht aus Stolz, sondern nur, um es bequem mit dem Geben zu haben, wenn der Arme kommt. Auch stellten sie auf den Tisch ihre Kleinodien aus, nicht aus Stolz, sondern um bei ihrem Anblick sich jener Freigebigkeit zu erinnern, in der der Vater sein geliebtestes und kostbarstes Kleinod, seinen Sohn, darstellte." Freilich klagt Alsso, daß der Teufel wie bei allen den anderen Sitten, auch hier sein Spiel treibe, „denn manche stellen ihre Kleinodien aus, um ihren Reichtum zu zeigen; sie halten die Hand in der Tasche, nicht damit die Armen Geld erhalten, sondern um selbst im Gelde zu wühlen, wodurch ihnen im kommenden Jahr das Geld gemehrt werde; sie legen das Geld auf den Tisch, nicht um dem Armen auszuteilen, sondern um mit ihm Glück zu haben; sie öffnen ihre Beutel an diesem Tage nicht für die Armen, sondern damit das Glück in dieselben einziehe."

Die dritte Sitte ist, daß am Vorabend des Weihnachtsfestes die Leute sich gegenseitig ein largum sero schicken zur Erinnerung an die Liebe, mit der der himmlische Vater allen Menschen ein großes und segensreiches largum sero geschickt hat. „Er schickte solch großes, wie er größeres im ganzen Himmel

Wenn er nicht mehr erschwingen kann, so macht er wenigstens ein großes Licht in seiner Stube (stuba), und das zum Gedächtnis, daß der Vater der ganzen Welt, nämlich Gott, mit seiner großen Freigebigkeit zu dieser heiligen Zeit seiner Familie ein großes Licht bereitete, nämlich dem in der Finsternis des Irrtums sitzenden Volke (Jesaj. 9, 2) . . . Die alten ehrbaren Leute öffnen daher an diesem Abend freigebig ihre Häuser bis oben hinauf, damit jeder Bedürftige frei eintrete und eine Erquickung erhalte." Nachdem er sodann erwähnt hat, was wir schon oben (S. 105) anführten, daß auch das Vieh in den Ställen an diesem Abend



Abb. 125. Münchener Schnitzerei für eine Weihnachtskrippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

nicht gehabt hat, nämlich seinen eingebornen und geliebten Sohn ... Daher schicken sich die Menschen ein largum sero, nämlich erfreuende, wohlschmeckende, und vor allem süß duftende Dinge ... Es besteht aber die Sitte bei den Leuten, daß die Empfänger des übersandten largum sero sich den Absendern wieder dankbar erweisen, die Überbringer beschenken und den Geschenkgebern durch andere Boten ein anderes largum sero übermitteln.“ Aber auch hier wirkt der Teufel mit, daß viele solches nur thun, „weil sie sagen, daß wer an diesem Abend kein Geschenk gibt, vor Ablauf des Jahres ins Unglück gerate ... Ja sie behaupten, wer an jenem Abend etwas aus Zwang thut, wird im ganzen folgenden Jahr unglücklich; auch wollen sie an dem Feste nicht an ihre Schulden erinnert werden, damit sie nicht Unglück haben, weil sie meinen, in der Mahnung und in der Zahlung der Schulden liege ein gewisser Zwang“.

Wir besitzen übrigens auch noch eine, bald nach Abfassung dieser Schrift hergestellte Bearbeitung und Erweiterung derselben durch einen gewissen Johannes von Holleschau. Dort wird uns auch die Formel, mit der die Boten das largum sero überbrachten, genannt: „Petrus oder Johannes Dlapka (als Beispiel gewählter Name) schicken euch das largum sero.“

Solche Gaben erklären sich leicht von der Festesfreude aus, die der christliche Glaube wirkte, für die Gabe Gottes auch anderen Freude zu bereiten. Wohl ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß auch die frühe Sitte, am Neujahrstage den Beamten, dem Gesinde und anderen ein Geschenk oder bestimmte Deputate zu geben, mitgewirkt hat, da ja, in Deutschland zumal, der Jahresanfang auf Weihnachten verlegt wurde.

Das Geschenkgeben am Weihnachtstage galt aber auch vielen als eine Unsitte und hat gewiß auch Übelstände im Gefolge gehabt. Wir kennen mannigfaltige Polizeiverordnungen, die es ausdrücklich verbieten. Schon im vierzehnten Jahrhundert lautet in Ravensberg ein Verbot: „Daß niemand dem anderen zu Weihnachten weisen*) soll. Darnach ist gesetzt, daß zu Weihnachten vor dem heiligen Advent bis zu dem zwölften Tag (Dreikönigstag) niemand den anderen weisen soll, als bisher gewöhnlich war; es wolle denn ein Mann seinen Leute-Priester oder seinen Ammann ehren, oder ein Vater sein Kind, oder ein Kind seinen Vater, oder ein Geschwister das andere, und wer fürbaß (ferner) jemand weiset, außer wer da benannt ist, der muß geben an die Stadt zu Buße III Schilling als dick (so viel) er's thut.“ In Konstanz wurde ebenfalls im Jahre 1460 ein Mandat erlassen, nach dem

*) wisên oder wisôn mit dem Dativ heißt „bei festlicher Gelegenheit sich mit einem Geschenke bei einem einfinden“.



Abb. 126. Engel.
Münchener Schnitzerei für eine Weihnachtskrippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)



Abb. 127. Heilige Nacht. Münchener Weihnachtskrippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)



Abb. 128. Anbetung der Hirten. Münchener Weihnachtskrippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

den Paten genau bestimmt wurde, wie viel sie bei der Taufe dem Kinde geben sollten „und sol jm och ze Wihenachten weder Bimenzelten, Brot, Käß, Hämpli noch sust nit anders senden an Gevärd“ (ohne Gefährdung). Ebenso bestand in Rottenburg in Schwaben ein Verbot der Christgeschenke. Ja noch im Jahre 1661 werden in der sächsischen „Policey-Ordnung“ die Christgeschenke, wie zu Veranlassung fernerer fleißigen Dienste verehren wolte“. Noch 1735 wird in Sachsen eingeschärft, daß das Gesinde bei fünf Thaler Strafe und Verlust des Lohns und Geschenks keine Gaben zum Jahrmarkt oder Neujahr ausbedingen darf, ebensowenig die sogenannten heil. Christ-Geschenke, „ob wir selbige gleich zur Zeit noch zu dulden gemeynet“. Es wird aber in jeder Herr-



Abb. 129. Neapolitanische Figuren für eine Weihnachtskrippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

auch die Jahrmarkts- und Neujahrsgeschenke sehr eingeschränkt. Den Paten darf „im Geringsten kein heiliger Christ, Neu-Jahr, Grün-Donnerstag oder wie es sonsten Nahmen haben mag, an Kleidung, Gelde, Geschmeide, oder anderen Sachen, nichts gegeben werden“. Den Herrschaften soll es aber unverwehrt bleiben, „wofern ein oder ander Herr, oder Frau einem Dienst-Bothen, so ihn oder ihr vor andern treulich gedienet, aus freyem Willen, ein leidliches zum h. Christ und schaft Willkür gestellt, „ob sie zur Weihnachts-Zeit ihrem Gesinde etwas geben will, oder nicht“. Solche Geschenke dürfen sich aber „nicht über 1 Rthlr 8 gr. biß 2 Rthlr belauffen“.

Das alles bezog sich zunächst auf die Sitten, die zwischen erwachsenen Personen und besonders bei dem Verhältnis der Herrschaften zu den Dienstboten als lästiger Zwang sich herausgebildet hatten. Für die Kinderwelt war ja durch den St. Niklas



Neapolitanische Hauskrippe in Terracotta. Von Giuseppe Zamartino.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

oder Pelzmärtel gesorgt, daß sie in der Weihnachtszeit nicht leer ausging. Je mehr gerade besonders durch die Reformation das Christkind an die Stelle des Ruprecht und der Heiligengestalten der Kirche trat, um so mehr wird auch das Spenden von Gaben an die Kinder auf das Weihnachtsfest verlegt. Eine eigentliche Weihnachtsbescherung, besonders für Kinder, finden wir erst auf protestantischem Boden.

Zunächst allerdings dürfen wir dabei nicht an unseren Bescherungsaufbau denken. Die Geschenke werden vielmehr in ein Bündel zusammengebunden, das den Namen „Christbürde" ausdrücklich hat. Das Christkind ist es, das die „Christbürde" den artigen Kindern gebracht hat, und im pädagogischen Interesse wird auch noch die „Christrute" hinzugefügt, die ihnen früher der Ruprecht oder Niklas brachte. Von solchen Kinderbescherungen erzählt z. B. eine Predigt des evangelischen Pfarrers Thomas Vinita (Winzer) 1571 in Wolkenstein im sächsischen Erzgebirge. Er will „umb der Jugend willen von der Kindschaft, die wir durch den Herrn Jesum Christum empfangen sollen, auch etwas kindisch" reden. Er erzählt: „Es pflegen fromme und freundliche Eltern mit ihren Kinderlein um diese Zeit gar mancherlei Gespräch zu halten vom heiligen Christ und seinen Bündlein oder Bescherungen 2c. Als: der heilige Christ werde nichts bescheren, denn sie seien nicht fromm und lernen ihren Katechismus und Gebet nicht 2c. Solcherlei feine und freundliche Reden gehen oft weit vorher; wenn sich aber die Kinderlein (wie gewöhnlich) willig und mit Freuden, in dem allem zum gehorsamsten und willigsten nach kindlichem armen Vermögen darstellen, dann wird ihnen der heilige Christ von Tag zu Tage mit seinen Gaben, wie reich, wie freundlich, wie gewiß er kommen und bescheren werde, lieblicher herausgestrichen von den Kindern, so solcher kindischer Freude erwachsen (entwachsen)."



Abb. 130. Die heilige Familie. Sizilianische Schnitzerei für eine Weihnachtskrippe. (Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

Wir erfahren aber auch, was in diesen „Bündlein", die der heilige Christ beschert, ist: „Die Kinderlein finden in ihren Bündlein gemeiniglich fünferlei Dinge. Erstlich, güldige, als Geld, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist; doch lassen sich auch die armen Kinderlein an

einem Pfennige oder Heller in (einen) Apfel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Danach finden sie auch genießliche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und aus diesen allen mancherlei Konfekt und Bilder, daneben Äpfel, Birnen, Nüsse und gar mancherlei Gattung allerlei Bestes. Zum dritten finden sie ergötzliche und zu Freuden gehörige Dinge, als Puppen und mancherlei Kinderwerk. Zum vierten finden sie nötige und zur Bekleidung und Zier des Lebens dienstliche Dinge gar mancherlei und hübsche Kleiderlein von gutem Gezeuch, mit Seiden, Gold und Silber und reinlicher Arbeit gefertigt. Zum letzten finden sie auch, was zur Lehre, Gehorsam, Zucht und Disziplin gehört, als Abc-Täflein, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib- und Federgezeuge, Papier u. s. w. und die angebundene Christrute."

Auch anderwärts wird uns von solchen „Christbürden" und ihrem Inhalt berichtet; die Rute darf nicht fehlen und ist immer außen an die Bürde gebunden.

Interessant ist es, gegenüber solcher bürgerlichen Weihnachtsbescherung, eine fürstliche aus dieser Zeit kennen zu lernen. Im königlichen Archiv in Dresden finden wir aus dem Jahre 1572 eine Rechnung für den Kurfürsten August von Sachsen, der für seine Kinder, den zwölfjährigen Kurprinzen Christian und die beiden zehn- und fünfjährigen Prinzessinnen Dorothea und Anna in Leipzig Spielwaren zum Christfest bestellt hatte, die zum Teil besonders dafür angefertigt wurden. Für den Prinzen hatte der jagdliebende Vater eine Jagd bestellt, die aus 75 Stücken bestand, Pferden, Reitern, Jägern, Hirschen, Sauen, Füchsen, Hunden, Schlitten 2c. Der Holzschnitzer erhielt für jedes Stück die hohe Summe von zwölf Groschen. Dazu kam noch die Bemalung und der Anputz. Für den Weihnachtstisch der „Kurfürstlichen Fräuleins" war die vollständige Ausstattung einer Puppenküche und Puppenstube bestimmt, zinnerne, messingene und kupferne Küchengeräte, Tischtücher, Körbe, Schränke, Stühle „und was zum Hausrat gehöret". Es werden allein genannt 36 Löffel, 71 Schüsseln, 106 Teller, 40 Bratenteller, Hackmesser, Bratspieße, Brotfeilen, Mörser, Durchschläge, Barbierbecken (!), zwei kleine Schreibzeuge, Spiegel, Nähkissen von grünem Samt und mit goldenen und silbernen Posamenten belegt. Auch „9 gepapte Docken, die man mith schnürlein zieht", also Hampelmänner, im Preis von 1 Gulden 10 Gr. 6 Pfg. waren da. Zuletzt kommen noch zwei Ruten zu 6 Pfg. berechnet. Nachdem nun Holzschneider, Tischler, Schlosser, Riemer, Glaser, Buchbinder, Schneider und Maler ihre Arbeit gethan hatten, geleiteten der Sohn des Leipziger Bürgermeisters Hieronymus Rauscher und der Tischler die „Bescherung" auf einem zweispännigen Mietwagen nach Torgau an den Hof und verzehrten in den sechs Tagen ihrer Reise 10 Gulden 11 Gr. Am Christtage ließ sodann die Kurfürstin Anna dem Bürgermeister

Abb. 131. Sizilianische Figur aus einer Weihnachtskrippe. (Photographische Aufnahme von Weisenbach Riffarth & Co. in München.)



Abb. 132. Neapolitanische Rundkrippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

Rauscher die unversehrte Ankunft der Spielsachen und ihren Dank für den wohl ausgerichteten Auftrag vermelden.

Auch in Nürnberg wurde, wie uns eine Schrift von Christophorus Wagenseil über Nürnberg aus dem Jahre 1697 bezeugt, die Nikolausbescherung auf den Weihnachtstag als Bescherung des Christkindes verlegt: „Die Kinder werden von der Überzeugung beseelt, daß das Christkind zum Fortschaffen der Waren, die es (auf dem Weihnachtsmarkt) gekauft hat, den heiligen Nikolaus zum Diener habe, und dieser erhalte immer etwas Näscherei von den Verkäufern als Zugabe, weshalb derartiges als gute Vorbedeutung und gleichsam als Vorschmack, wenn das Weihnachtsfest naht, unter das Kopfkissen der schlafenden Kinder heimlich gelegt wird, was dann als Geschenk des heiligen Nikolaus gilt. In der Christnacht selbst füllen die Eltern der kleinen Kinder die großen Schüsseln, die dieselben am Abend

halb zitternd, halb fröhlich auf die Tische leer gestellt haben, voll verschiedenartige Geschenke, über die die Kinder beim Grauen des Tages so jubeln, daß sie vor Freude fast außer sich sind, gleichsam als habe das Christkind die Geschenke vom Himmel herabregnen lassen. Fast das ganze Jahr hindurch, vor allem aber in den Monaten vor dem Feste, werden sie mit der Hoffnung genährt, jene würden ihnen köstliche Belohnungen bringen, wenn sie fromm und in allen Sachen folgsam seien, sich im Lernen eifrig zeigten, und darum nehmen sich keine anderen Kinder so sehr wie die Nürnberger zusammen, und wenn das Weihnachtsfest naht, zählen sie eifrig an den Fingergliedern nicht nur die Tage, sondern fast die einzelnen Augenblicke ab und werden vor Erwartung und Sehnsucht gar nicht fertig. Es ist sogar Sitte geworden, nicht nur die kleinen Kinder, denen man etwas weis machen kann, mit Gaben an diesem Tage zu bedenken, sondern auch die älteren Kinder und die Dienstboten. Das ist eine treffliche Sitte, weil sie die gesamte Familie zusammenschließt, denn soviel ein jedes verdient hat, so sehr pflegt es beschenkt zu werden, und so machen sich Hausväter und Hausmütter durch gegenseitiges Schenken eine Freude. Man kann sagen, daß dann in Nürnberg alle Leute wieder zu Kindern werden."

Wir sehen, was Wagenseil damals von Nürnberg schreibt, ist heutzutage nicht nur den dortigen Bewohnern eigen. Dieselbe selige Freude auf die Bescherung des Christkinds von seiten der Kinder, derselbe verjüngende Einfluß des Weihnachtsfestes für das ganze Haus ist Gottlob auch heute noch lebendig.

Nur die äußere Form hat sich etwas gewandelt. Die einfache „Christbürde" und die ausgelegten Schüsseln sind meist dem Aufbau auf dem Bescherungstische gewichen. Dazu hat jedenfalls viel der Weihnachtsbaum beigetragen, der uns noch im letzten Abschnitt beschäftigen soll. Unter ihm, dem Repräsentanten des Festes, wurden die Gaben ausgebreitet.

Im Norden, z. B. in Pommern und Mecklenburg, findet sich auch noch eine andere Form der Bescherung, die den Namen „Julklapp" führt. Wer kennt nicht die köstliche Schilderung, die Fritz Reuter in „Ut mine Stromtid" (Teil 1, Kap. 7) vom Weihnachtsabend und seinem „Julklapp" im Gürlitzer Pastorhause gibt! Da fliegen durch die offene Thür von unsichtbarer Hand unter dem jedesmaligen Rufe „Julklapp" Pakete herein, die Geschenke enthalten und außen den Namen des Beschenkten tragen. Oft wandert das Paket von Hand zu Hand, weil jede der vielen mit Mühe zu öffnenden Umhüllungen wieder einen anderen Namen als Empfänger trägt, bis die Gabe zuletzt an die richtige Adresse gelangt. Oft enthält das Paket nur die Angabe des Ortes im Hause, an dem man das betreffende Geschenk finden wird; dort aber weist ein Zettel wieder nach einer anderen möglichst entfernten Stelle, um hier wieder von neuem einen anderen Fundort zu erfahren, der sodann wieder täuscht. „Un wenn die Fru Pasturin den hübschen gestickten Kragen hewwen wull, de ehr bestimmt was, müßte sei vörlöpig 'ne Rundreis' dörch ehr ganzes Hus antreden, bet sei em taulezt ganz dichting bi in ehren eignen Paster sinen Stäwelschacht (Stiefelschaft) funn." Eine ähnliche Schilderung gibt Fritz Reuter auch in seiner amüsanten Erzählung: „Wat bi 'ne Aewerraschung rute kamen kann", in der der unglückliche Verlustträger eines Kutscherbockes drei neue von verschiedenen Seiten erhält und zuletzt auch noch zur besonderen Freude den alten wieder aufgefundenen. Es ist in dieser Form des „Julklapp" wohl ursprünglich das heimliche Gabenspenden des Christkindes dargestellt, das durch Klopfen (daher der Name „Julklapp") sich ankündigt.

Die Weihnachtsbescherung und ihre wachsende Verbreitung im Volke rief ganz von selbst den Weihnachtsmarkt ins Leben. Wir geben zwei ältere Bilder des Berliner Weihnachtsmarkts (Abb. 141 u. 142). Zunächst war es der Nikolaustag gewesen, der einen Markt bekam, wie wir einen solchen z. B. in Ulm und Augsburg nachweisen können. In der letztgenannten Stadt bestand er noch im achtzehnten Jahrhundert, daneben aber auch der Weihnachtsmarkt, „Christkindleins Kirreweyh" (Kirchweih) genannt.

Der erste Weihnachtsmarkt wird uns von dem schon oben genannten Wagenseil im Jahre 1697 in Nürnberg geschildert:



Abb. 133. Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande. Mittelteil einer großen neapolitanischen Krippe.
(Aufnahme von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

„Einige Tage vor dem Feste, an dem die protestantischen Kirchen fromm die Menschwerdung des Herrn Christus feiern, wird auf dem hiesigen Marktplatz ein Markt gehalten, der ‚des Kindleins Markt' oder vollständiger ‚der Christkindleins-Markt' gewöhnlich genannt wird. Da ist beinahe der ganze Platz mit Holzbuden bedeckt, die auf kurze Zeit errichtet sind, in denen aller Art Waren, die zum Nutzen und zur Ergötzung der Kinder, ja auch der Erwachsenen, von Herzen ersehnt und von der Phantasie ausgedacht werden können, zum Verkauf ausgestellt werden. Um sich diesen Markt anzuschauen strömen nicht nur aus den benachbarten Städten die Leute niederen Standes, sondern dann und wann auch fürstliche Personen dort zusammen. Die kleinen Kinder von Nürnberg, ‚die noch nicht für Geld baden'*), sind überzeugt, das Christkind kaufe hier die Sachen, die es nachher in der Nacht zum Weihnachtsabend unter sie austeilen wolle." Von der hohen Vollendung der damaligen Nürnberger Spielwaren geben uns übrigens die im Germanischen Museum daselbst aufbewahrten Stücke, besonders die reich ausgestatteten Puppenhäuser eine Vorstellung.

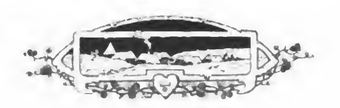


Ein Berliner Waldteufel.

Goethe gedenkt in dem Weihnachtsbrief von 1772 an Kestner, dessen Anfang wir oben mitteilten, des Marktes in Wetzlar, und aus Straßburg hören wir ebenfalls im Jahre 1785 von dem „Christkindelsmarkt" (S. 148). Aus demselben Jahre stammt auch eine Schilderung des Leipziger Christmarkts, auf dem die Studenten besonders vielen „Commerce" machten.

Die Märkte der verschiedenen Städte haben auch ihre ihnen eigentümlichen Waren, die zum Verkauf ausgestellt werden. So hat Berlin seine „Knarren" und „Waldteufel" und die kleinen „Schäfchen", die von den Kindern an den Straßenecken zum Verkauf ausgeboten werden, und Dresden hat seine „Feuerrüpel", das sind kleine Figuren, die aus an Stäbe gesteckten Backpflaumen gefertigt werden, einen mit schwarzem Stofflappen versehenen Puppenkopf haben und eine Holzleiter im Arm halten. Sie stellen Essenkehrer dar, die jedenfalls aus der Gestalt des Knecht Ruprecht sich herausgebildet haben, tragen auch in manchen Gegenden den Namen „Nicolo". Ludwig Richter hat uns in seinem reizenden Bild (Abb. 143) eine völlig aus dem Leben gegriffene Scene vom Dresdner „Striezelmarkt" gegeben.

*) „pueri qui nondum aere lavantur" ist eine lateinische Redensart, die sich bei Juvenal findet und „Kinder unter vier Jahren" bedeutet, weil diese die öffentlichen Bäder umsonst hatten, während die älteren Kinder und die Erwachsenen in ihnen bezahlen mußten.





Weihnachtsrosen.

VIII.

Der Weihnachtsbaum.

Zu der deutschen Weihnachtsfeier und ihrer Bescherung gehört unbedingt der Weihnachtsbaum mit seinem Schmuck, vor allem mit den brennenden Lichtern. Wo Deutsche in fernen Landen weilen, da wird ihnen nur heimatlich wohl, wenn sie um den Christbaum sich sammeln, auch wenn keine Gaben den Tisch schmücken können. Kann in den fernen heißen Zonen kein Nadelbaum beschafft werden, so wird, wenn auch als notdürftiger Ersatz, ein anderer Baum gewählt, und selbst auf den Schiffen, die auf dem Ocean schwimmen, muß wenigstens etwas zugerichtet werden, was einigermaßen den Gedanken an den Christbaum in der fernen Heimat weckt.

Heute ist der Tannenbaum mit Schmuck und Lichtern so heimisch in deutschen Familien geworden, daß man ihn lange Zeit als eine alte, aus dem Heidentum stammende Sitte betrachtet hat.

Viktor Scheffel läßt in seinem Ekkehard schon im zehnten Jahrhundert den Weihnachtsbaum erglänzen. Vergeblich aber suchen wir unter den zahlreichen Anmerkungen, in denen er stets die geschichtliche Berechtigung seiner Darstellung aus den Quellen zu belegen sucht, an dieser Stelle nach irgend einem Hinweis auf den Gebrauch des Weihnachtsbaumes in jener Zeit.

In Wildenbruchs Heinrich IV. ist eine anmutige Scene, in der die Kinder von Worms dem Sohne des verlassenen Kaiserpaares den Christbaum und Gaben bringen.

Es will uns ganz selbstverständlich erscheinen, daß dem Weihnachtsabend in Luthers Wittenberger Wohnstube der Christbaum nicht gefehlt haben kann. Schwerdgeburth malte sein Bild: „Weihnachten in Luthers Hause“, in dem er die noch vorhandene Lutherstube und den darin befindlichen großen Tisch genau zum Vorbild nahm, und den letzteren mit dem Christbaum und den Geschenken schmückte (Abb. 144). Durch das Buch von Karl Reinthaler: „Adam und Christus oder der Christbaum in Martin Luthers Kinderstube“, vom Jahre 1843 wurde das Bild viel verbreitet. Gustav König hat in seinem „Leben Luthers in Bildern“ gleiches gethan (Abb. 145), und in einem bekannten auch im Kupferstich vervielfältigten Bild hat Plockhorst ebenfalls Luther dargestellt, wie er unter dem Christbaum den Gesang seiner Kinder leitet.

Die geschichtliche Kritik zerstört manchmal grausam anmutige Vorstellungen. Zu Luthers Zeit, geschweige denn im Mittelalter, hat noch niemand an den brennenden Weihnachtsbaum bei der häuslichen Feier gedacht. Von diesen Bildern, wie von jenen Dichtungen mag aber das Wort Viktor Scheffels in seiner Vorrede zum Ekkehard gelten: „Der Dichter darf sich manches erlauben, was dem strengen Historiker als Sünde anzurechnen wäre.“

Allerdings spielt von alters her im Christentum der Baum zu Weihnachten eine Rolle.

Der 24. Dezember war ja, wie wir schon oben sagten, der Tag Adam und Eva. Das Paradies enthielt aber vor allem zwei besondersartige Bäume, den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen und den Baum des Lebens. (1. Mos. 2, 9.) Nach-

dem die ersten Menschen wider das Gebot Gottes von der Frucht des ersten gegessen hatten, wurden sie aus dem Paradies vertrieben, damit sie nicht von dem Baume des Lebens äßen. Schon in einer alten, aus dem dritten Jahrhundert stammenden Schrift findet sich die Legende, daß Adam, als er in tödliche Krankheit verfiel, seinen Sohn Seth zum Paradies sandte, um daselbst Öl vom „Baum der Barmherzigkeit" zur Heilung seiner Schmerzen zu erlangen. Aber der Erzengel Michael erklärte, jetzt sei es nicht zu haben. Aber nach 5500 Jahren werde der Sohn Gottes zur Erde herabsteigen und Adam in das Paradies zum Baum der Barmherzigkeit selbst führen.

Dazu kommt seit dem zwölften Jahrhundert die sinnige Legende, daß das Kreuz Christi aus einem Ableger des Lebensbaumes, der auf das Grab Adams gepflanzt wurde, gefertigt worden sei, weil von dem Kreuzesstamm das Leben für die in Sünden verlorene Welt wieder gekommen ist. Schon in einem alten Hymnus des Venantius Fortunatus († um 600), der das Kreuz verherrlicht, heißt es:

> Fertilitate potens, o dulce et nobile lignum,
> Quando tuis ramis tam nova poma geris.

> Mächtige Fruchtbarkeit! O du süßer, du herrlicher Kreuzbaum,
> Frucht, wie keiner sie trug, trägt dein beladener Ast,

und auch in späteren Hymnen wird das Kreuz der „heiltragende Baum" genannt.

An den Lebensbaum des Paradieses werden wir auch erinnert, wenn Nikolaus Hermann in seinem Weihnachtslied singt:

> Heut schleußt er wieder auf die Thür
> Zum schönen Paradeis,
> Der Cherub steht nicht mehr dafür:
> Gott sei Lob, Ehr' und Preis.

Nach einer anderen Legende ist es der Baum der Erkenntnis, dessen verbotene Früchte den ersten Menschen den Tod brachten, aus dem das Kreuz als Baum des Lebens gezimmert wurde. Die Gattung des Baumes und die Art der Früchte werden zwar in dem mosaischen Bericht nicht genannt. Die verschiedenen Länder dachten bei seiner Darstellung an die ihnen besonders vertrauten Fruchtbäume. In Weinländern, wie in der Champagne und Burgund, ist der Baum mit Reben versehen. Italien denkt naturgemäß an den Orangenbaum. Der griechischen Kirche legt sich der Feigenbaum nahe. In der Pikardie und in Ile de France ist sogar der Kirschbaum dazu ausersehen. Auf deutschem Boden ist es aber stets der Apfelbaum. In ihm tritt vor allem der Begriff des Fruchtbaums uns entgegen. In den Paradiesspielen, die wir oben bei den Weihnachtsspielen nannten, wird er als Apfelbaum dargestellt.

In Ungarn wird auch vor dem Beginn der Weihnachtsspiele ein feierlicher Umzug der Spieler durch den Ort gehalten. Voran trägt einer den Baum des Paradieses, einen hohen schönen „Kränewit" (Wacholderbaum), der mit großen flatternden Bändern geschmückt und ganz mit Äpfeln behangen ist. Neben dem Baum wird ein großer hölzerner und vergoldeter Stern getragen.

Es läge darum wohl nahe, unseren Weihnachtsbaum mit seinen Äpfeln abzuleiten von einer Darstellung des Lebensbaums. Dennoch haben wir keinen Anhalt, die Entstehung des Weihnachtsbaums innerhalb der häuslichen Feier unmittelbar darauf zurückzuführen, wenn auch die Umdeutung auf den Baum des Lebens gestattet sein wird.

Auch könnte man daran erinnern, daß auf Grund der Stelle Jesaj. 11, 1 in dem alten oben (S. 64) angeführten Liede Maria oder nach späterer Deutung Christus als das Reis aus Isais Stamm bezeichnet wird. Die Deutung des Weihnachtsbaums legt sich auch hier als Abbild dieses Reises nahe. Doch finden wir auch für sie keinerlei durchschlagende Berechtigung.

Der Ursprung des Weihnachtsbaumes läßt sich aus alten heidnischen Sitten der Germanen nicht nachweisen. Das heidnische Fest der Wintersonnenwende bietet nichts auch nur entfernt ähnliches.

Eine unmittelbare Anknüpfung an heidnische Sitten ist hier schon deshalb entschieden ausgeschlossen, weil unser Weihnachtsbaum erst im siebzehnten Jahrhundert auftaucht, wie wir sehen werden.

Von jeher ist allerdings die Pflanzenwelt mit ihrem Leben in innige Beziehung zu dem Weihnachtsfest gestellt worden. Wie die Tiere, Ochs und Esel, dem Herrn dienen, so nehmen auch die Pflanzen Anteil an der Freude über die Geburt des Erlösers. Von



Weihnachtskrippe des Krippenvereins in Oberwiesenthal im Sächsischen Erzgebirge.



Abb. 134. Ehre sei Gott in der Höhe! Von Ludwig Richter. Aus „Beschauliches und Erbauliches". 1855. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

einem Pfirsichbaum berichten alte Kirchenschriftsteller, — und die Legende bleibt durch das Mittelalter lebendig, — daß er sich vor dem nach Ägypten geflüchteten Christkind geneigt habe. Unter den Tritten der Maria ist die Rose von Jericho erwachsen, die Pflanze, die, wenn sie auch noch so lange vertrocknet ist, im Wasser stets von neuem zum Leben sich entfaltet. Das Volk hat später das Erblühen der Rose von Jericho im Wasser nur der Christnacht vorbehalten. Von der Geburtsnacht singt ein Dichter des fünften Jahrhunderts, daß alles Land mit Blüten dicht bedeckt gewesen sei. Abraham a Santa Clara sagt auf Grund alter Traditionen: „Wie Gottes Sohn geboren ward, da haben sich sehr viele Wunderdinge zugetragen. Der ziemlich tiefe Schnee ist in selbiger Gegend augenblicklich verschwunden, und erschienen die Bäume mit Blüten und Blättern, die Erde aber mit den schönsten Blumen bekleidet und gleichsam geschmückt.“

Eine schöne Sage knüpft sich an den Dornenstrauch der Christnacht. Der Herr hatte selbst Mitleid mit dem wilden Dornengezweig, das seine Feinde ihm um das Haupt gewunden hatten. Weil der Dornenstrauch daran keine Schuld trug, segnete ihn Jesus. Darum trägt er seitdem Rosen. Und wenn in der Weihnachtszeit das Christkind über die Erde wandelt, streift es sacht über einen kahlen Rosenstrauch, an dem es vorbeikommt, und in der Christnacht blüht solcher Dornenstrauch in strahlenden Rosen auf. Wer solche Rosen findet, dem bringen sie Segen ins Haus; ja sie heilen allerlei Krankheit. Die Sage von den vom Christkind gesegneten Rosen, die Krankheiten heilen, erstreckt sich auch auf die sogenannten Weihnachtsrosen, die weißen Blüten des Helleborus oder der Nießwurz, auch Christwurz genannt, die thatsächlich zur Weihnachtszeit im Freien unter dem Schnee blühen. A. Hitchens hat diese Sage in einem Bilde verwertet (Abb. 136).



Abb. 135. Die heiligen drei Könige in Tirol. Gemälde von Alois Gabl.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)



Abb. 136. Die Legende von der Weihnachtsrose. Nach dem Gemälde von A. Hitchens.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. — Copyright 1894 by Photographische Gesellschaft.)

Besonders finden sich im späteren Mittelalter die Berichte von Apfelbäumen, die in der Christnacht blühen und Früchte tragen, die doch wohl eine Erinnerung an den Lebensbaum des Paradieses sind. Der Bischof von Bamberg berichtet i. J. 1426 von zwei solchen Apfelbäumen, und vier Jahre später wird die Sage aus der Nähe Nürnbergs erzählt. „Es pflegen daher jährlich aus Nürnberg und den umliegenden Gegenden mehrere glaubwürdige Leute herbeizukommen und die Nacht zu wachen, um die Wahrheit davon zu prüfen." Im Jahre 1522 wird von zwei gleichen Bäumen bei Würzburg berichtet, die um Mitternacht in der Christnacht zu knospen und zu blühen begannen und um den Hahnenschrei Äpfel trugen, die so groß, wie eine Nuß waren.

Auch für Weyda im Vogtlande wird ein solcher Borsdorfer Apfelbaum von einem evangelischen Pfarrer im sechzehnten Jahrhundert in einer Weihnachtspredigt erwähnt. Ebenso erhielt der Landgraf von Hessen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fast alle Jahre kleine Äpfel, die von einem bei Tribur stehenden Apfelbaum stets in der Weihnacht gepflückt sein sollten. Je mehr diese Sagen im Volksgemüte hafteten, um so mehr werden solche Bäume genannt z. B. auch in Grävenberg bei Nürnberg, bei Gera und anderwärts. Ob diese Sagen nicht vielleicht mit gewirkt haben, den mit Äpfeln geschmückten Christbaum zunächst ohne Lichter in das Haus zu bringen? Wir wagen es nicht zu behaupten, möchten es aber auch nicht bestreiten.

Daß zu Weihnachten der Schmuck mit Blumen und grünen Zweigen, soweit dies anging, üblich war, dafür sind viele Zeugnisse vorhanden. Wir verwiesen schon auf Botticellis Bild (Abb. 48), auf dem der

reiche Schmuck der Olivenzweige uns wie Weihnachtsbäume anmutet.

Aus England liegen uns die mannigfachsten Zeugnisse vor durch Kirchenrechnungen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die die Ausgaben für Epheu und Stechpalme enthalten. Ebenso wurden Lorbeerzweige und Rosmarin verwendet, und bis heute ist dieser grüne Schmuck für die Kirchen vielfach geblieben. Der Mistelzweig hat ja bei dem Weihnachtsfest in England seine besondere Bedeutung. Er wird an der Decke des Zimmers aufgehängt. Jedes weibliche Wesen, das unter denselben tritt, darf von den gegenwärtigen männlichen Personen geküßt werden (s. den Mistelzweig als Vignette S. 122).

Wenn es in dem Adventsliede

Macht hoch die Thür, die Thor' macht weit,
Es kommt der Herr der Herrlichkeit,

von Georg Weissel († 1635) heißt:



Abb. 138. Knecht Ruprecht. Stich von Golz im Jahre 1784.



Abb. 137. Ein Barbarazweig.

Die Zweiglein der Gottseligkeit
Steckt auf mit Andacht, Lust und Freud',

so klingt dies doch wohl an eine Sitte an aus der Weihnachtszeit, die symbolisch gedeutet wird. Gab doch auch das Evangelium des ersten Advent, der Einzug Christi in Jerusalem, bei dem die Zweige ihm auf den Weg gestreut wurden, Anlaß zu solcher Symbolik.

Jedenfalls suchte man für die Weihnachtszeit grünende und blühende Zweige von solchen Bäumen und Sträuchern zu erlangen, die sonst in der Winterszeit vollständig dürr erscheinen.

Noch heute ist diese Sitte weit verbreitet. Es wird ein bestimmter Tag vor Weihnachten erwählt, an dem die Zweige gepflückt sein müssen, um am Weihnachtstag zu blühen. Gewöhnlich ist es schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der Andreasabend, der 30. November. Da pflückten z. B. in Österreichisch-Schlesien die Frauen um zwölf Uhr nachts einen Weichselzweig, der ins Wasser gestellt am Weih-

nachtstag blühen sollte, den sie dann auch in die Christmette mitnahmen. Übrigens verband sich mit diesem Zweig aller mögliche Aberglaube. Wer solchen Zweig hatte, erkannte bei dem vom Priester erteilten Segen alle Hexen, die in der Kirche waren. Auch zum Erforschen der Zukunft dienen diese Zweige. Derjenige hat Glück, dessen Zweig am schönsten aufblüht. In Kärnten stecken die Mädchen am Lucientag (15. Dezember) einen Kirschbaumzweig in nassen Sand. Blüht er zu Weihnachten, so gehen ihre Wünsche in Erfüllung. Anderwärts ist es auch der Barbaratag (4. Dezember), an dem die Zweige gepflückt werden müssen. In Niederösterreich werden auch solche „Barbarazweige", die dem Weichsel-, Kirsch- oder Birnbaum entnommen sind, zum Kauf ausgeboten (s. den Barbarazweig Abb. 137). Ja aus dem südlichen Tirol wird berichtet, daß man dort versucht, einen Kirschbaum dadurch zum Blühen in der Weihnachtszeit zu bringen, daß man ihn am ersten Donnerstag in der Adventszeit abends mit Kalk düngt. Daß solche künstlich zum Grünen gebrachte Bäume in der häuslichen Weihnachtsstube vielfach Sitte waren, ist nicht zu bezweifeln. Auf der Radierung von Joseph Kellner „Das Christbescherens oder der fröhliche Morgen" (Abb. 145) sehen wir deutlich einen, wenn auch dürftig belaubten Baum, anscheinend eine Birke, in der Ecke des Zimmers stehen. An ihm hängt ein Christengel mit zwei Lichtern in den Händen und von drei brennenden Lichtern umgeben. Der Baum selbst aber trägt keine Lichter. Das Bild zeigt uns eine Weihnachtsstube in Nürnberg aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Unser Christbaum ist es nicht, der dort aufgestellt ist.

In Nürnberg wurde 1768 eine Verordnung des Magistrats erlassen und 1805 neu eingeschärft, die das Schlagen von Bäumen in den Wäldern zu den genannten Zwecken verbot, und eine gleiche Verordnung in Salzburg vom Jahre 1755 verbietet Bäche- und Weihnachtsboschen aus dem Walde zu holen. Das alles gilt von Laubbäumen, die zum Treiben gebracht werden sollen. Noch aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts berichtet der Schlachtenmaler Albrecht Adam über seine Vaterstadt: „In Nördlingen hat man nicht den düstern Tannenbaum für die Christbescherung, sondern man setzt schon monatelang vorher den jungen Stamm von einem Kirsch- oder Weichselbaum in eine Zimmerecke in einen großen Topf. Gewöhnlich stehen diese Bäume bis Weihnachten in voller Blüte und dehnen



Abb. 139. Der heilige Nikolaus und sein Begleiter. Von Mettenleiter.



Abb. 140. Der Christengel. Relief von Ernst Rietschel.

sich weit an der Zimmerdecke hin aus, was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der That zur Feier des Christfestes sehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der anderen, und die, welche den schönsten blühenden Baum hat, ist sehr stolz darauf." In Bayern, jedenfalls in dem fränkischen Teil, werden noch heute meist statt des Weihnachtsbaumes, manchmal neben ihm, viele Zweige im Zimmer zum Blühen gebracht, die sodann am Weihnachtsfeste in der Ecke der Stube, wo die Sitze für den großen Familientisch stehen, eine dichte Hecke gleich einer Laube bilden.

Ob unser Christbaum, der auch im Winter immergrüne, mit Früchten behängte Baum, nicht zunächst an Stelle der nur künstlich und dürftig zum Grünen gebrachten Bäume gesetzt worden ist? Auch hier wieder können wir nur von einer Möglichkeit, im besten Fall von einer Wahrscheinlichkeit sprechen*).

Seit wann und an welchen Orten finden wir aber zuerst den geschmückten Nadelbaum, unseren Weihnachtsbaum, bei der deutschen Familienfeier?

Man hat manchmal behauptet, er sei

*) Es ist das Verdienst Alexander Tille's, für die Geschichte des Weihnachtsbaumes viel neues Material beigebracht zu haben, doch halten wir seine neuerdings ausgesprochene Ansicht, der Weihnachtsbaum stamme von der römischen Neujahrssitte her, aus den Blättern der Bäume zu weissagen, für nicht begründet.



Abb. 141. Der Weihnachtsmarkt in Berlin im Jahre 1776.
Gleichzeitige Radierung eines unbekannten Künstlers.

aus dem Norden, aus Schweden zu uns gebracht worden. Aber dazu fehlt durchaus die Verbindungslinie. Es ist in keiner Weise nachzuweisen, daß es in Schweden vor unserem Weihnachtsbaum einen solchen gegeben hat. Allerdings ist eine Erzählung mündlich überliefert, daß im Jahre 1632 nach der Schlacht bei Lützen in Lindenau bei Leipzig ein verwundeter schwedischer Offizier der Gemeinde seinen Dank für die Pflege dadurch abge-



Abb. 142. Der Weihnachtsmarkt in Berlin. Stich aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.



Abb. 143. Auf dem Dresdner Weihnachtsmarkt. Von Ludwig Richter.
Aus „Beschauliches und Erbauliches". 1855. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

stattet habe, daß er „nach der Sitte seiner Heimat" in der Dorfkirche eine Weihnachtsfeier habe veranstalten lassen, wobei er einen Tannenbaum mit vielen Lichtern habe aufstellen lassen. Diese Erzählung, die übrigens erst im neunzehnten Jahrhundert auftaucht, wird aber wohl eine Sage sein. Jedenfalls hat ein solcher Vorgang, wenn er wirklich geschehen wäre, keine Einbürgerung des Brauchs, der ja gar nicht im Haus sich vollzog, bewirkt, denn Leipzig hat im gesamten siebzehnten und einem großen Teil des achtzehnten Jahrhunderts den Weihnachtsbaum gar nicht gekannt.

Die erste sichere Kunde, die wir von dem Weihnachtsbaum besitzen, liegt auch noch einige Jahre früher und führt uns nach Straßburg im Elsaß. Ein dem Namen nach unbekannter Mann, der während seiner Jugendzeit in Straßburg eingewandert war, hat im Jahre 1605 Aufzeichnungen über Sitten und Bräuche der Stadt gemacht. Da berichtet er auch von Weihnachten:

„Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran hencket man roßen (Rosen) auß vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker ꝛc. Man pflegt darum eine viereckent ramen zu machen. undt vorrn — — —"

Leider ist an dieser Stelle der Handschrift, die sich in Privatbesitz befindet, das

Papier völlig zerrissen und die Schrift zweier Zeilen nicht mehr herzustellen. Der Verfasser spricht von „Dannenbäumen“. Daß dieser Plural, wie der folgende „Stuben“, nur auf die Bäume in den verschiedenen Häusern sich bezieht, und nicht gemeint ist, daß in der Weihnachtsstube der Häuser mehrere Bäume, etwa für jede Person einer, aufgestellt wird, werden wir aus dem nächstfolgenden Zeugnis erkennen. Jedenfalls war das Berichtete eine Straßburger Sitte, die schon länger bestand, als der Verfasser schrieb, die uns also spätestens in den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts führt.

Daß gerade Straßburg diesen Brauch pflegte, ist uns auch aus den Jahren 1642 bis 1646 bezeugt. In diesen Jahren erschien ein mehrbändiges Werk des Professors und Pastors am Straßburger Münster, Johann Konrad Dannhauer, mit dem Titel „Katechismusmilch“. Da heißt es: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hiernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommt, weiß ich nicht. Es ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasey, NB. ja Abgötterey, so man mit dem Christkindlein pflegt zu treiben, und also des Satans Capell neben die Kirche bauet, den Kindern eine solche Opinion beybringet, daß sie ihre inniglichen Gebätlein für dem vermummten und vermeynten Christkindlein fast abgöttischer Weise ablegen. Viel besser wäre es, man wiese sie auff den geistlichen Cedernbaum ‚Christum Jesum‘.“

Allerdings fehlte dem Straßburger Weihnachtsbaum das, was für uns die Hauptsache an ihm ist: — die Lichter, denn sonst müßten der Berichterstatter von 1605 und Dannhauer sie erwähnt haben. Dadurch wird es wahrscheinlich, was wir oben andeuteten, daß der immergrüne Tannenbaum an die Stelle des künstlich zum Grünen gebrachten Laubbaums zunächst getreten ist. Ob etwa an der im erstgenannten Bericht abgebrochenen Stelle von Lichtern die Rede war, oder ob „vorne“ d. h. vor dem Weihnachtsbaum eine Krippe aufgebaut war oder Gaben gelegen haben, wissen wir nicht.

Vielleicht ist der Weihnachtsbaum im Elsaß noch lange ohne die Lichter gewesen.



Abb. 144. Weihnachtsbescherung in Luthers Haus. Von Otto Schwerdgeburth.

Zwar in Straßburg selbst haben sie 1785, wie wir bald sehen werden, gebrannt. Aber Peter Hebel hat in seinen Alemannischen Gedichten, deren drei vom Weihnachtsbaum handeln, nichts von Lichtern erwähnt, obgleich er sinnbildlich den Weihnachtsbaum deutet. In dem Gedichte, da die Mutter dem schlafenden Kinde am Christabend den Baum mit allen möglichen Dingen schmückt, die einzeln angeführt werden, wobei auch die Rute nicht fehlt, werden die Lichter gar nicht erwähnt. Die Mutter spricht auch:

Jez wär er usstaffiert,
Und wie ne Maibaum ziert,
Und wenn bis früeih der Tag verwacht,
Hat's Wienachtschindli alles gmacht.

Bemerkenswert ist auch, daß auf dem Bild, das den Alemannischen Gedichten Hebels 1820 beigefügt wurde, der Baum, der übrigens an der Decke hängt, keine Lichter trägt (Abb. 147). Entscheidend würde freilich auch dies nicht sein, denn auch Ludwig Richter hat in seiner Illustration zu der hochdeutschen Ausgabe auf dem Baume keine Lichter angedeutet, obgleich er sie kannte (Abb. 148).

Den brennenden Weihnachtsbaum finden wir zuerst bezeugt in einer Schrift, die der Wittenberger Docent der Rechte Gottfried Kissling aus Zittau unter dem Titel: „Von heil. Christ-Geschenken" im Jahre 1737 schrieb. Er kennt die Nachricht Dannhauers, schreibt aber auch folgendes: „Wenn die Überreichung der Geschenke denn doch unter gewissen Feierlichkeiten vor sich gehen soll, so gefällt mir immer noch am besten die Art und Weise, wie eine Frau, welche auf einem Hofe lebte, die Bescherung veranstaltete. Wie sie mit ihrem Gatten



Abb. 145. Weihnachtsbescherung in Luthers Haus.
Verkleinerung eines Kupferdruckes aus dem Prachtwerk: Martin Luther, dem deutschen Volke geschildert in 48 bildlichen Darstellungen von Gustav Koenig und in geschichtlicher Ausführung von Julius Koestlin. 37. Tausend der Koenigschen Bilder. 1897. In eleg. Prachtband M. 12.50. Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W.



Abb. 146. „Das Christbescherens oder der fröhliche Morgen". Stich von Joseph Kellner.

sehr ehrbar gelebt hatte, so hatte sie auch lauter sehr angesehene Söhne und Töchter und überhaupt eine sehr zahlreiche Familie, und sie teilte ihren Kindern und Dienstboten aufs freigebigste Geschenke aus. Und zwar folgendermaßen: Am heiligen Abend stellte sie in ihren Gemächern soviel Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus deren Höhe, Schmuck und Reihenfolge in der Aufstellung konnte jedes sofort erkennen, welcher Baum für es bestimmt war. Sobald die Geschenke verteilt und darunter ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen und neben ihnen angezündet waren, traten die Ihren der Reihe nach in das Zimmer, betrachteten die Bescherung und ergriffen jedes von dem für es bestimmten Baum und den darunter bescherten Sachen Besitz. Zuletzt kamen auch die Knechte und Mägde in bester Ordnung herein, bekamen jedes seine Geschenke und nahmen dieselben an sich." Wahrscheinlich ist, daß Kissling dies aus seiner Vaterstadt Zittau berichtet, wenn er sie hier auch nicht ausdrücklich nennt, denn die meisten Mitteilungen in seiner Schrift beziehen sich auf Zittau und dessen Umgebung. Von Tannenbäumen ist zwar nicht ausdrücklich die Rede. Da aber jede Person ihren eigenen Baum erhält, können es doch wohl nicht künstlich in der Stube angetriebene Laubbäume gewesen sein.

Um dieselbe Zeit, da uns dies aus Zittau berichtet wird, muß auch im Gebiete von Nassau der Lichterbaum bekannt gewesen sein. Jung Stilling, der in Grund in Nassau im Jahre 1740 geboren war, erzählt in seiner im Jahre 1793 erschienenen Schrift „Heimweh": „Mir war's bei diesen Worten zu mute, als wie einem Kinde bei den apokryphischen Sprüchen seiner Mutter am Tage vor dem Christfeste; es ahnt etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht und zum hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen und zu den Schäfchen, Christkindchen, Puppen, Schüsseln mit Obst und Konfekt geführt wird." Hier klingen entschieden Erinnerungen der eigenen Jugend an.

Interessant ist es, die Geschichte des Weihnachtsbaumes innerhalb des Lebens von Goethe und in den Gegenden und Orten, da Goethe sich aufgehalten hat, zu verfolgen.



Abb. 147. Die Mutter am Christabend. Illustration zu dem gleichnamigen alemannischen Gedicht von Peter Hebel in der Ausgabe vom Jahr 1820. (S. Abb. 148.)

Aus seiner Jugendzeit erzählt Goethe von einem Weihnachtsabend, an dem die Großmutter allen ihren Wohlthaten die Krone aufsetzte, indem sie den Kindern ein Schattenspiel vorstellen ließ. Daß wir nichts von einem Christbaum hören, der doch in Goethes Leben öfters wiederkehrt, beweist allerdings nichts gegen das Vorhandensein eines solchen in der Frankfurter Kinderstube. In **Leipzig** aber finden wir thatsächlich Goethe bei dem Weihnachtsbaume, unter dem die Krippe aufgebaut ist. Es erzählt Frau Appellationsgerichtsrätin **Körner** aus ihrer Kindheit von einer Weihnachtsfeier im Hause ihres Vaters, des Kupferstechers **Stock**, bei der Goethe während seines Leipziger Aufenthalts zugegen war. Es heißt da, nachdem sie von der Vorliebe Goethes für Joli, das Windspiel des Vaters, erzählt hat: „Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen soweit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rotwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen braunen Pfefferkuchen, welche mein Herr Pate aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unverständiges, ja ich darf sagen, so unchristliches Geschöpf, daß es für die von uns unter unserem Bäumchen aufgeputzte Krippe nicht den geringsten Respekt hatte, alles beschnoperte und mit einem Haps das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerflossen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heilige Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren, so blieben sie verschont.“

Ob Goethe bei seinem Aufenthalt in **Straßburg** (1770—1771) die Sitte des Christbaumes, der ja dort heimisch war, gekannt hat, erfahren wir zwar nicht ausdrücklich, aber müssen dies annehmen. Jedenfalls war der Christbaum und zwar mit Lichtern um 1785 durchaus Sitte im Straßburger Hause geworden. Die Baronin **von Oberkirch** erzählt aus diesem Jahre in ihren Memoiren: „Wir kamen im Winter durch Straßburg, und um die Weihnachtszeit gingen wir nach der Sitte auf den ‚Christkindelmarkt‘. Dieser Markt, der für die Kinder bestimmt ist, vollzieht sich während der Woche, die Weihnachten vorausgeht und dauert bis Mitternacht. Der große Tag kommt, man bereitet in jedem Hause den Tannenbaum, bedeckt mit Lichtern und Bonbons, mit einer großen Illumination. Man erwartet die Ankunft des Christkindels, das die guten kleinen Kinder beschenken soll. Aber man fürchtet auch den Hanstrapp, der die ungehorsamen und bösen Kinder aufsuchen und strafen muß.“

Bemerkenswert ist, daß Goethe die Erinnerung an die Eindrücke des Weihnachtsbaumes in der Kindheit dem **Werther** in Werthers Leiden in den Mund legt. Vor dem Weihnachtsfeste findet Werther Lotte allein, die ihren kleinen Geschwistern Spielwerke zum Christgeschenke zurecht macht. „Er redete von dem Vergnügen, das die

Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Öffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte." Das klingt doch fast wie Kindererinnerungen des Dichters selbst.

Als Goethe nach Weimar kam, fand er die ihm bekannte und liebe Sitte des Christbaumes vor. Es ist interessant, die Geschichte des Christbaumes im Thüringerlande zu verfolgen. In diesen waldigen Landschaften spielten die Forst- und Waldordnungen eine große Rolle. In ihnen wird stets der Waldfrevel ausführlich behandelt und mit Strafen belegt. Wir erfahren aus solchen Ordnungen aus Gotha, Koburg, Eisenach, Weimar, Jena u. s. w., die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erlassen wurden, stets auch den Zweck, der zu solcher Strafandrohung für Plünderungen des Waldes Anlaß gab. Da findet sich die Verwendung der Tannen-, Fichten- und Kiefernwipfel zum Aushängen an Häusern zum Zeichen, daß neuer Wein oder neues Bier verschänkt wird, oder zum Verfertigen von Quirlen, oder zur Benutzung von Deckreisig u. dergl. m. Zum erstenmal aber erscheint in der Weimarischen Jagd- und Forstordnung von 1775, also genau in dem Jahre, in dem Goethe nach Weimar kam, neben der Verwendung zu Quirlen auch „die Ausschneidung dergleichen Gipfel zu denen auf Weihnachten gewöhnlichen sogenannten Christbäumchen". Damals war also die Sitte in Weimar schon weiter verbreitet.

In der bekannten Salzmannschen Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wurden gewöhnlich nur Tannenzweige zum Schmücken der Tafel oder des Zimmers verwendet. Im Jahre 1790 erhält aber jedes Kind „ein mit Früchten behangenes Fichtenbäumchen", und 1801 erscheinen ein paar Weihnachtsbäume mit vergoldeten Nüssen, Äpfeln, Zuckerwerk und Wachslichtern.

Auch Schiller kannte und liebte den Weihnachtsbaum in Jena. Als er im Jahre 1789 zur Weihnachtsfeier von der Familie Griesbach eingeladen war, sagte er die bereits angenommene Einladung wieder ab, weil ihn ein stärkerer Magnet, Charlotte von Lengefeld, mit der er schon heimlich verlobt war, nach Weimar zog. „Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar," schrieb er ihr. „Daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem heiligen Christ engagieren laßt. Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbachschen komme."

Daß das herzogliche Verbot von 1775 nichts genützt, vielmehr die liebgewordene Sitte sich nur mehr verbreitet hatte, wird durch einen Bericht des Oberforstmeisters von Wedel in Weimar an den Herzog Carl August vom Jahre 1787 offenbar, dem sich ein gleicher im Jahre 1790 anschließt. Der Forstmann hat gar kein Verständnis für den Christbaum. Er verlangt, daß Maßregeln zur gänzlichen Ausrottung dieser „Barbarei" getroffen werden. Er schätzt die Zahl der in Weimar und Umgegend verkauften Christbäume auf etwa 500 Stück und wünscht, daß man auch mit



Abb. 148. Die Mutter am Christabend.
Illustration von Ludwig Richter zu dem unter Abb. 147 genannten Gedicht von Peter Hebel. Aus: „Hebels alemannische Gedichte". Ins Hochdeutsche übertragen von Robert Reinick. Mit Bildern und Zeichnungen von Ludwig Richter. Verlag von Georg Wiegand, Leipzig

der Kurmainzischen Behörde in Erfurt sich verständige, um ein gleiches Verbot zu erwirken, damit nicht die Forstfrevler hüben wie drüben sich hinter die Berufung auf Einfuhr aus einem anderen Lande flüchten könnten.

Carl August teilte nicht völlig den allerdings begreiflichen Zorn seines Oberforstmeisters. Er hatte wohl ein Verständnis für die dem Volke lieb gewordene Sitte; gewiß brannte auch schon damals im Schloß der Christbaum am Weihnachtsfeste. Die herzogliche Entscheidung verzögerte sich lange. Im Jahre 1800 verbietet eine Verordnung das Abschneiden und Verkaufen von inländischen wie ausländischen Tannen- und Fichtenbäumen, sowie das Einbringen in die Stadt. „Um jedoch das hiesige Publikum bei der bevorstehenden Weihnachtszeit mit dieser ihm so angenehmen Ware zu versehen“, habe man die Verfügung getroffen, daß eine Anzahl solcher junger Fichten an unschädlichen Orten in der Waldung aufgemacht und von einigen Hökern für sechs Pfennige bis zwei Groschen das Stück verkauft werden. Immer wieder aber mußten die Verbote eigenmächtigen Plünderns der Wälder wiederholt werden, wobei das Vorrecht für die Stadt Weimar erhalten blieb, „daß unter Aufsicht der Forstbedienten, die etwa überflüssigen oder verkümmerten sogenannten Christbäume aus den Nadelhölzern ausgehoben, in die hiesige Stadt geschafft und durch gewisse besonders dazu berechtigte Personen verkauft werden sollen“. Wenn übrigens im Jahre 1813 in einem in Erfurt erscheinenden Wochenblatt, das für Kinder bestimmt war, ein Rätsel aufgegeben wird, dessen Lösung „der Weihnachtsbaum“ ist, so beweist dies, wie allgemein verbreitet derselbe damals in den Thüringer Landen schon war.

Im Schloß zu Weimar war jedenfalls der Christbaum heimisch, und Goethe wird daran sein Verdienst mit gehabt haben. Als am 17. November 1822 in Goethes Beisein vom Großherzog Carl August der Grundstein für die Bürgerschule gelegt wurde, wurde auf Goethes Anregung der Dank seitens der Bevölkerung für diese bedeutsame Förderung der Volksbildung in poetischer Form dargebracht. Es kamen 32 Gedichte zusammen, die Goethe ordnete und am Weihnachtsabend 1822 in schönem Einband durch den damals $3^1/_2$jährigen Prinzen Carl Alexander, den im Jahre 1901 verstorbenen Großherzog, unter dem reich geschmückten Christbaum in Carl Augusts Hände legen ließ. Noch jetzt befindet sich dieses Bändchen Gedichte in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar und trägt an der Spitze folgendes Gedicht Goethes:

Weihnachtsabend.

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Überall das Süße spendend,
In dem Glanze sich bewegend,*)
Alt und junges Herz erregend,
Solch ein Fest ist uns bescheret,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend schaun wir auf und nieder,
Hin und her und immer wieder.

Aber Fürst, wenn dir's begegnet,
Und ein Abend dich so segnet,
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor dir glänzten allzusammen
Alles, was du ausgerichtet,
Alle, die du dir verpflichtet:
Mit erhöhten Geistesblicken
Fühltest herrliches Entzücken.

Daß im benachbarten Königreich Sachsen bereits im achtzehnten Jahrhundert der Christbaum bekannt war, haben wir schon an den beiden im Osten und Westen liegenden Städten Zittau und Leipzig gesehen, wenn er auch nicht allgemeine Sitte war, denn der Weihnachtsmarkt von Leipzig bot im Jahre 1785 noch keine Weihnachtsbäume zum Verkauf. Wahrscheinlich wurden sie, wie in Weimar, nur durch die Forstverwaltung vermittelt.

Aber Wilhelm von Kügelgen, der 1802 geboren war, erzählt in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, daß in seiner Jugend auf dem Dresdener Weihnachtsmarkt, „Striezelmarkt“ genannt, die „mit Rauschgold, mit bunten Papierschnitzeln und goldnen Früchten dekorierten Weihnachtsbäume“ verkauft worden seien, und der in Pulsnitz in der sächsischen Oberlausitz im Jahre 1804 geborene Ernst Rietschel erwähnt in seinen Jugenderinnerungen auch die Christbäumchen, die seine Eltern ihm in der frühesten Jugend trotz ihrer Armut zubereitet haben.

In Sachsen aber ist vor allem auch die Heimat der sogenannten Pyramide („Peramette“), die anstatt des Weihnachts-

*) Haben die Bäume etwa frei gehangen, so daß sie sich durch die Wärme bewegten?

baumes noch heute vielfach, besonders auch auf dem Lande, in Gebrauch ist. Sie ist ein aus vier langen Holzstäben die durch Querstäbe unten verbunden sind, gefertigter nach oben sich verjüngender Aufbau, der in ein kronenartiges Geflecht endet. Die Stäbe sind kunstvoll mit buntem Papier, das teilweise durchschnitten in wellenförmiger Bewegung bauschig um die Stäbe sich windet, geschmückt und mit Lichtern versehen. Oft werden sie am Weihnachtsabend an die Decke des Zimmers gehängt, oft wird auch ein durch die Wärme der Lichter sich bewegender Kranz oder Engelreihen daran angebracht. In Dresden kannte sie auch Wilhelm von Kügelgen auf dem Christmarkt am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bildeten sie, wie Verfasser sich erinnert, auf dem Dresdner „Striezelmarkt“ einen sehr hervorragenden Handelsartikel, besonders für die kleinen Bürger- und Handwerkerkreise. Die Pyramide wurde in den Familien von Fest zu Fest aufgehoben und galt öfters auf einem Schrank der Wohnstube stehend das Jahr über als Zimmerschmuck. Daß dabei nicht etwa die Schwierigkeit, Christbäume zu beschaffen, die thatsächlich in damaliger Zeit zumal bei der mangelnden Verkehrsverbindung in vielen Gegenden bestand, die Wahl der Pyramide statt des Christbaumes bestimmte, beweist die Thatsache, daß gerade auf dem Lande in Sachsen, besonders im Erzgebirge, das an Nadelholz reich ist, noch heute die Pyramide besonders verbreitet ist. Das Volk hat oft nicht den Sinn für die Schönheit des in der Natur Gewachsenen, das ihm allzu alltäglich erscheint. Es liebt das kunstvoll Gestaltete, in die Augen Fallende, was dem feiner gebildeten Geschmack oft am wenigsten behagt. Im Erzgebirge wurde übrigens die Pyramide auch am Johannisfest, in der Sommersonnenwendezeit mit Lichtern geschmückt und oft vor dem Hause aufgestellt.

Gehen wir nach Norden weiter, so besitzen wir von Chodowiecki, der ja bis 1801 in Berlin lebte, zwei Stiche, die uns eine Weihnachtsfeier in einer gebildeten Familie darstellen. Der eine aus dem Jahr 1776 ist das Titelbild eines kleinen Büchleins mit dem Titel: „Weihnachtsgeschenk für kleine Kinder.“ Wir finden auf dem reich besetzten Gabentisch eine Anzahl Lichter aufgestellt, die nach der Länge geordnet wie eine Pyramide erscheinen (Abb. 150). Auf dem anderen Bild vom Jahre 1799 sehen wir die Lichter thatsächlich auf einen großen in Pyramidenform aufsteigenden Leuchter aufgestellt (Abb. 151). Die Pyramide ist im neunzehnten Jahrhundert in Berlin sehr verbreitet geblieben, so daß ehedem auf dem Christmarkt die Zahl der Pyramiden weit überwog. Ihre Gestalt ähnelt mehr, als in Sachsen, dem Christbaum (Abb. 149). Ludwig Tieck spricht von ihr in seiner im Jahre 1805 geschriebenen Novelle „Weihnachtsabend“, deren Handlung er in das Jahr 1791 verlegt. Durch die Fenster sieht man in den Stuben „die



Abb. 149. Eine Berliner Pyramide.

großen Pyramiden mit vielen, vielen Lichtern" stehen. In der Breiten Straße von Berlin hört man ausrufen: „Pyramiden, Waldteufel kauft!" Wohl hatte man auch schon gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Berlin den Nadelbaum mit den Lichtern. W. Schwartz bezeugt in seinem Werk „Indogermanischer Volksglaube", daß in der Tradition seiner in Berlin ansässigen Familie sich der Weihnachtsbaum bis weit in das achtzehnte Jahrhundert zurück verfolgen lasse. Allerdings war es meist die im märkischen Sande heimische niedrige Kiefer („Kiene" genannt), die benutzt werden konnte. Später wurden auch die Fichten von auswärts geliefert. In den feineren Familien Berlins, unter denen besonders auch die französischen Refugiés damals den Ton angaben, war in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts der Christbaum nicht üblich. Schleiermacher schildert den Weihnachtstisch mit seiner Ausschmückung durch Myrten, Amaranten und Epheu. Dagegen findet sich in Amadeus Hoffmanns Märchen vom „Nußknacker und Mausekönig" im Jahre 1816 der Tannenbaum, der „viele goldne und silberne Äpfel trug, und wie Knospen und Blüten keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk gibt, aus allen Ästen. Als das schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst in sich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud, seine Blüten und Früchte zu pflücken."

Noch höher im deutschen Norden finden wir im Jahre 1796 am Weihnachtsabend einen großen Weihnachtsbaum auf dem Wandsbecker Schlosse, das damals Jacobi gehörte. Bei der Christbescherung war in dem genannten Jahre mit der Familie des Wandsbecker Boten Matthias Claudius auch Friedrich Perthes anwesend, der zu Claudius' Tochter Karoline schon eine Herzensneigung hegte. „Diesem Mädchen schien nach seiner Meinung das Beste zu gehören, was der Abend darbot, und dennoch glaubte er zu bemerken,



Abb. 150. Titelbild und Titelblatt eines von Daniel Chodowiecki illustrierten Weihnachtsbüchleins vom Jahre 1776.

daß das Geschenk der jüngeren Schwester schöner sei, als das ihrige. Aber hoch oben an dem Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet, wie kein anderer; den holte er plötzlich mit halsbrechender Kunst herab und dunkel errötend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen" (Abb. 152).

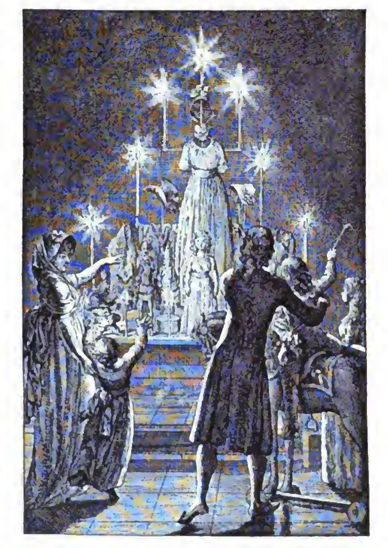


Abb. 151. Das Weihnachtsfest. Stich von Chodowiecki. Illustration zu Langs Almanach. Heilbronn 1799.

Die Landbevölkerung im Norden Deutschlands, in Holstein, Mecklenburg, Pommern und den Provinzen Preußen kannte noch im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts den Weihnachtsbaum fast gar nicht. Nach Danzig sollen ihn im Jahre 1815 preußische Beamte und Offiziere zuerst gebracht haben. Auf demselben Wege ist er in den katholischen Westen Deutschlands, die Rheinlande, durch protestantische dorthin versetzte Familien gebracht worden. In Wesel wurde lange noch nur der Nikolaustag gefeiert, in den unteren Volksschichten noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, während die höheren Stände schon den Weihnachtsbaum hatten.

Überhaupt haben die katholischen Länder sich erst allmählich der Sitte des Christbaums erschlossen. Im Jahre 1855 berichtet ein Kenner aus dem Lechrain in Bayern: „Der Christbaum und dessen freundliche Bescherung ist in Altbayern bis zur Stunde nicht allein auf dem Lande, sondern auch noch in allen Landstädten gänzlich unbekannt", und auch noch heute hat er dort noch keine große Verbreitung, wenigstens auf dem Lande, gefunden.

Nach Graz in Steiermark wurde in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Christbaum durch ein paar protestantische Familien gebracht, galt auch als protestantische Sitte, wurde aber schon in wenigen Jahren allgemein in der Stadt heimisch. Den kleinen Orten in Steiermark und Kärnten ist er aber wohl bis heute noch fremd geblieben. In Gegenden von gemischter slavischer und deutscher Bevölkerung ist er deutsches Kennzeichen. Andererseits aber bezeugt Reinsberg-Düringsfeld aus Böhmen im Jahre 1863: „In vielen czechischen Familien beleuchtet man noch ein Fichten- oder Tannenbäumchen, welches mit Papierguirlanden geschmückt und mit Obst, Backwerk, Süßigkeiten und mit Kleidungsstücken behangen ist. In und um Prag stellt man diesen Weihnachtsbaum auf den mit einem glänzend weißen Tischtuch bedeckten Ehrentisch im Winkel der Stube, an welchem man das Abendessen einnimmt und der Hausherr mit dem ganzen Gesinde knieend oder stehend vor und nach dem Essen betet und Kolendalieder*) singt."

In Frankreich war ja der Christbaum

*) Kolenda oder Koljada (vom lateinischen Calendae) hieß bei den heidnischen Slaven das Fest der Wintersonnenwende. Jetzt werden mit diesem Namen Lieder bezeichnet, die zwischen Weihnachten und Epiphanias bei den Kleinrussen, Polen und Czechen gesungen werden.

im deutschen Elsaß immer heimisch gewesen, hatte sich aber von hier aus nicht weiter auf dem französischen Gebiete verbreitet. Nach Paris, in die Tuilerien, wurde er durch die mecklenburgische Prinzessin Helene, Herzogin von Orleans im Jahre 1840 gebracht. Auch die Kaiserin Eugenie hatte für ihn eine Vorliebe. In der Vossischen Zeitung Weihnachten 1890 erzählt Friedrich Hermann aus Paris: „Als vor dreißig Jahren (1860) zum erstenmal eine Bescherung der armen Kinder der deutschen St. Josephsschulen in der Villette stattfand, liefen zwei der Veranstalter alle Blumenmärkte der Stadt ab, durchstöberten die großen Markthallen, wo stets die seltensten Erzeugnisse und ungewohntesten Waren zu finden sind, suchten die bedeutendsten Blumenhandlungen auf, um schließlich ein kaum drei Fuß hohes Tannenbäumchen zu erobern. Der Verkäufer erzählte, daß er es auf Geradewohl mit auf den Markt genommen, da er das Bäumchen habe ausroden müssen. Er hätte einmal eine dunkle Mär vernommen von dem Christbaum der Deutschen in der Weihnacht. Im Jahre 1869 fanden sich Tannenbäumchen auf den meisten Märkten und je einige auch in den ansehnlichen Blumenhandlungen. 1890 wurden vom 10. bis 15. Dezember ab täglich mehrere Hunderte, zuletzt Tausende von Bäumchen auf die Centralhallen gebracht, während die anderen Märkte und Händler ebenfalls noch manche erhielten. Außer den Märkten hatten etwa dreihundert Händler und Läden in allen Teilen der Stadt Weihnachtsbäume feilgeboten. Nach einer sorgfältig angestellten Schätzung dürften zwischen 30—35 000 Weihnachtsbäume abgesetzt werden. Davon kommen etwa ein Drittel auf deutsche, elsässische, österreichische und Schweizer Familien, die übrigen also auf Franzosen. Jedes Jahr wird in Paris zu Weihnachten eine Bescherung für die Kinder der Elsaß-Lothringer mit großen Christbäumen veranstaltet. Von den vielen Christbäumen kommt aber keiner aus dem Wald. Sie werden in Gärten und eigenen Pflanzungen gezogen und werden mit Wurzeln und Erde ausgehoben und in Körben verkauft. Unverkaufte Bäume werden wieder für das nächste Jahr in den Boden eingesenkt. In den französischen Provinzen haben übrigens auch die wohlthätigen Vereine zur Verbreitung des Christbaumes geholfen."

Auch in England erglänzte der deutsche Weihnachtsbaum zuerst im Königsschloß. Er ist ähnlich wie in Paris durch die Herzogin Helene, so in London durch den Gemahl der Königin Viktoria, Albert von Sachsen-Koburg, im gleichen Jahre 1840 eingeführt worden. Dadurch fand er langsam auch seinen Weg in die Weihnachtsfeier der Aristokratie und der englischen Bürgerschaft und soll jetzt eine ziemliche Verbreitung gefunden haben. Doch ist die Art des Brauches ganz anders. Meist geht nach dem Diner am Weihnachtsabend ein kleines Tannenbäumchen von Hand zu Hand, von dem jedes ein für ihn bestimmtes Geschenk abnimmt.

Dänemark, Schweden und Norwegen haben ebenfalls den Weihnachtsbaum seit dem vorigen Jahrhundert. Auch in die höheren Kreise Moskaus und Petersburgs ist er von Deutschland aus hie und da gekommen. Amerika hat ihn durch deutsche Auswanderer erhalten, und er ist vielfach auch in nichtdeutschen Familien dort heimisch geworden. Selbst in vornehmen Häusern der großen Städte Spaniens findet sich jetzt der Weihnachtsbaum. Die Christbescherung für die Kinder in den deutschen evangelischen Gemeinden z. B. in Barcelona hat dazu die Anregung gegeben.

So hat der Weihnachtsbaum seinen Siegeszug über die Erde gehalten und erobert sich mehr und mehr die Völkerwelt.

Aus der Familie, der er zunächst allein gehört, hat er in der letzten Zeit auch den Weg in die evangelischen Kirchen gefunden. Wie am Pfingstfeste die Maienbäume mit ihrem frischen Grün den Altarraum schmücken, so werden jetzt am Weihnachtsfest vielfach große brennende Weihnachtsbäume aufgestellt. Die Kindergottesdienste haben ihn zunächst der Kirche zugeführt, aber auch der mündigen Gemeinde wird in den Predigtgottesdiensten festlich zu mute, wenn bei der Weihnachtsgeschichte und den Weihnachtsliedern der Christbaum glänzt.

In manchen Gegenden des evangelischen Deutschlands ist auch das sogenannte „Advents-Bäumchen" Sitte geworden. Eine in einen Blumentopf eingepflanzte kleine Tanne oder Fichte wird vom 1. Advent an jeden Tag oder wenigstens jeden Sonntag mit einem neuen Licht geschmückt. Dabei werden jedesmal alle die bereits auf-



Abb. 152. Weihnachtsabend auf dem Wandsbecker Schlosse im Jahre 1796.
Nach Theobald von Oers Originalkomposition auf Holz übertragen von Hugo Bürkner.

gesteckten Lichter angezündet. Mit jedem Licht wird auch eine der alttestamentlichen Verheißungen auf den kommenden Erlöser, die auf Karten gedruckt sind, vorgelesen und mit dem Licht an den Baum gesteckt, bis endlich am Weihnachtsabend an die Stelle des kleinen allmählich erleuchteten Bäumchens der große strahlende Weihnachtsbaum als die Erfüllung tritt.

Ludwig Richter, der mit seinen Bildern wie kein anderer das deutsche Volksleben uns wiedergibt, hat in seiner „Christnacht" die geheimnisvolle Poesie des Weihnachtsfestes für ein Kindergemüt dargestellt (Titelbild). In die Stadt mit erleuchteten Fenstern, auf deren Kirchturm die Weihnachtslieder zur Christvesper oder Christmette erklingen, während der Pfarrer zum Gottesdienst geht, schwebt ein Engelchor hernieder, der unter dem strahlenden Weihnachtsbaum das Christkind zur Erde bringt. Im leuchtenden Glanze liegt es gebettet, getragen von einer Schar kleiner Engel, die zugleich alles bringen, was zur Christbescherung gehört. Auch der Knecht Ruprecht fehlt nicht, denn ganz unten, allen vorausschwebend, schüttet ein Engelchen im Kapuzenmantel und mit der Rute in der Rechten einen Korb mit Äpfeln in die Tiefe. Es ist ein Bild, das, aus deutschem frommen Gemüt geboren, die Herrlichkeit des Weihnachtsfestes mit seinem Christbaum uns schildert.



Verzeichnis

der in der Monographie benutzten Litteratur mit Ausnahme der in dem Text selbst erwähnten Schriften.

Seite

1. **Das Weihnachtsfest der Kirche** . . 2 ff.
   Th. Mommsen, Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften I (1850). — H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen, Bd. 1: Das Weihnachtsfest, 1889. — Lagarde, Altes und Neues über das Weihnachtsfest in Mitteilungen &c. Bd. 4 S. 241 ff. — Adolf Harnack, Theolog. Litteraturzeitung 1889 S. 199 ff. — G. Rietschel, Lehrbuch der Liturgik, Bd. 1 S. 472 ff.

2. **Weihnachten und die bildende Kunst** 13 ff.
   Max Schmid, Die Darstellung der Geburt Christi in der bildenden Kunst, 1890. — E. Dobbert, Duccios Bild „Die Geburt Christi". Jahrbuch der Kgl. preußischen Kunstsammlungen, VI (1855). — Zappert, Epiphania. Sitzungsbericht der k. k. Akademie zu Wien, phil.-hist. Kl. XXI (1856) S. 291 ff. — Ad. Rosenberg, Die Geburt Christi in der bildenden Kunst. Velhagen & Klasings Neue Monatshefte V (1890/91) Heft 4. — A. Venturi, La Madonna, deutsch bearbeitet von Th. Schreiber, 1901.

3. **Die Weihnachtskrippe** . . . . 51 ff.
   Fritz von Ostini, Eine Krippensammlung, in Velhagen & Klasings Monatshefte Jahrg. XV (1900/01) Heft 4. — Alex Braun, Die Krippensammlung des Bayrischen Nationalmuseums, in „Vom Fels zum Meer" Jahrgang XX (1901) Heft 24. — R. Wuttke, Sächsische Volkskunde, 2. Aufl. 1901. — Der Verfasser konnte erst nach der zweiten Korrektur des Satzes persönlich die Krippensammlung in München besuchen, konnte auch bei dieser Gelegenheit durch die Freundlichkeit des Konservators am Bayrischen Nationalmuseum, Herrn Dr. Hager, in die Aushängebogen des von demselben verfaßten und demnächst erscheinenden Werkes „Die Weihnachtskrippe. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte aus dem Bayrischen Nationalmuseum", wenn auch nur flüchtig, einen Einblick thun und dadurch einzelne historische Daten sowie persönliche Eindrücke in der letzten Korrektur noch verwerten.

4. **Weihnachtslieder** . . . . . . 61 ff.
   Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts, 1864. Bd. 1 und 2. — Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes. 3. Ausg. 1861.

5. **Weihnachtsspiele** . . . . . . 68 ff.
   Ad. Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol, 1850. — Karl Weinhold, Weihnachtsspiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, 1853, 2. Ausg. 1875. — G. Mosen, Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge, 1861. — K. J. Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, 1862. — Wilken, Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland, 1872. — Aug. Hartmann, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern, 1875. — Derselbe, Volksschauspiele. In Bayern u. Österreich-Ungarn gesammelt 1880. — W. Pailler, Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol, 2 Bde. 1881/83. — Schlosser, Deutsche Volksschauspiele, 1891. — Karl Wolf, Meraner Volksschauspiele, in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, Jahrg. 1895, Bd. XXVI, S. 25 ff. — Alfred Müller, Eine Mettenfahrt, in „Glück auf!" Organ des Erzgebirgs-Vereins, XX. Jahrg. (1900) Nr. 1.

6. **Allerlei Weihnachtsbräuche** . . 100 ff.
   Joh. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg. Bd. 1 u. 2, 1875. — Weinhold, a. a. O. — J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, 2 Bde., 1852/57. — Ad. Holtzmann, Deutsche Mythologie. Vorlesungen. Herausgegeben von Alfr. Hölder, 1874. — Pfannenschmid, Germanische Erntefeste, 1878. — Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, 2. Aufl., 1887. — Ferd. Hoffmann, Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und Dichten des deutschen Volkes, 1887. — Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen,

Seite

Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart, 1890. — B. Saubert, Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern, 1895. — Paul Herrmann, Deutsche Mythologie, 1898. —

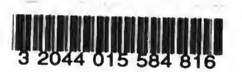
Joh. Prätorius, Saturnalia d. i. eine Compagnie Weihnachts-Fratzen oder Centner-Lügen und possierlicher Positiones, 1655. — Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, 2 Bde., 1852. — A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, 1848. — Joh. Mannhardt, Weihnachtsblüten in Sitte und Sage, 1864. — Paulus Cassel, Weihnachten, Ursprünge, Bräuche und Aberglauben, 1863. — G. Uhlhorn, Das Weihnachtsfest, seine Sitten und Bräuche, 1869. — Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, 2 Bde., 1874. — Benecke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten, 1886. — P. Eger, Weihnachtsfest, Weihnachtsbrauch, Weihnachtsspiel, in Gütersloher Jahrbuch 1891. — Alexander Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht, 1893. — Derselbe, Yule and christmas, their place in the German year, 1899. — Charlotte Riese, Aus dänischer Zeit, Zweite Reihe, 1894, S. 222. — Fr. Weineck, Knecht Ruprecht und seine Genossen, 1898.

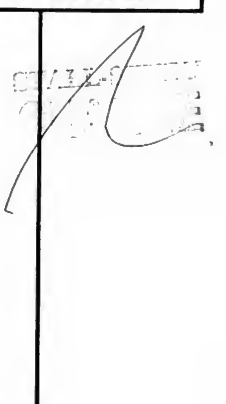
Seite

7. **Weihnachtsbescherung und Weihnachtsmarkt** . . . . 123 ff.
A. Tille, a. a. O. — Daheim 1884, S. 191. — Der Bericht von Alsso ist abgedruckt in H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen, Bd. 2: Christlicher Festbrauch, 1889.

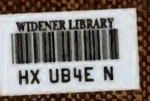
8. **Der Weihnachtsbaum** . . . . 135 ff.
W. Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, 1875. — A. Tille, a. a. OO. — Derselbe, Weihnachtsnummer 1900 der Zeitschrift „Die Woche“. — P. Mitzschke, Zur Geschichte des Christbaums in Thüringen, in „Thüringer Monatsblätter“. Verbands-Zeitschrift des Thüringerwald-Vereins, IX. Jahrg. (1901) Nr. 3. — O. Amtsberg, Jahresbericht der deutschen evangelischen Gemeinde in Barcelona für das Jahr 1895.

Personen-, Orts- und Sachregister.








WIDENER LIBRARY
HX UB4E N